

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1938

301 (24.12.1938) Drittes Blatt

Politik, es Geschehen in Der Weihnachtswoche

Politik der Weihnachtswoche. — Volk will zu Volk. — Unerwünschte Segnungen. — Wege zum Frieden, Wege zur Verständigung. — Gekürzte Vorfreuden.

rl. Durlach, Weihnachten 1938. Der „Burgfriede“, jenes Gebilde, das im Parteienhader und Parteienhaß wenigstens über die Weihnachtsfeiertage einmal Ruhe gebot, ist noch nicht vergessen, er lebt noch fort in der Erinnerung und läßt uns in diesen Weihnachtstagen Rückschlüsse treffen auf eine Zeit, in welcher man in Deutschland von wahrer Freiheit noch nichts wußte, wo jedes Familienglied einer anderen politischen Richtung angehörte und der „Burgfriede“ sich wohl in dem äußeren Bild, nicht aber in den Kreisen auswirkte, die als „Proleten“ zu den von unverantwortlichen Elementen verhetzten Volksmassen gehörten. Heute, nach 6 Jahren raschen Aufstiegs, bedarf es dieser Maßnahmen nicht mehr. Der Wille, selbst ein Stück der Volksgemeinschaft zu sein, hat alle Vorurteile ausgelöscht und froh und glücklich, nicht mehr in der Angst vor Hunger, Not und Arbeitslosigkeit schwebend, dürfen wir, beschützt von einer starken Wehrmacht, das deutsche Weihnachtsfest feiern im Angesicht des schönsten Geschehenes, das uns der Führer gab: Großdeutschland. Was liegt allein für erfüllte Weihnachtsfreude in dem Wort: „Heimgelunden!“ Heimgelunden zum Reich und zum Volk, wenn auch nach harten Opfern, die nicht mehr drücken, wenn dem Sehnen Erfüllung ward, die nicht riesengroß, jetzt klein geworden sind gegenüber dieser überwältigenden, die ganze Welt in Spannung verlegenden Friedensstat. Das waren auch die Worte des Reichshauptamtsleiters Hilgenfeldt, der getreu zu den Volksgenossen im Rahmen der großen Volksweihnacht sprach und Runder wurde von jenem „Friede auf Erden“, das sich die Völker um uns her ereignen, deren Traum aber immer wieder durch die vorkriegsbedingten Elemente zunichte gemacht wird. Ist es nicht so, als ob diese Friedensbotschaft „Friede auf Erden“ auch in diesem Jahre nur für das deutsche Volk bestimmt ist. Ein Blick durch die übrigen Länder weist uns nicht den Weg zu diesem Glück. So soll dem, der uns diese Freude und diesen Weihnachtsfrieden schenkte, der Dank gebühren, dem, der mitten im Volke steht und dessen Herz auch in diesen weihnachtlichen Stunden für dieses Volk schlägt.

In letzter Stunde ist den Memeldeutschen ihre Weihnachtsfreude zuteil geworden durch das glänzende Abstimmungsresultat, das bei der kürzlich stattgefundenen Wahl erzielt wurde. Auch hier ist die Freiheit nach langer Knechtschaft und Unterdrückung das schönste Geschenk und nicht lange dürfte es dauern, bis der Weg zur endgültigen Freiheit beschritten ist. Veranlaßt durch das Ergebnis der Abstimmung hat es die litauische Regierung, die mit Deutschland lange Jahre nicht gerade die besten Beziehungen unterhielt, vorgezogen, endlich den Verprechungen des Memel-Statuts gerecht zu werden, nachdem man sich gegen eine deutsche Abstimmung lange genau gestäubt hat. Die Festnahme des christlich-demokratischen Oppositionspolitikers Dr. Karvelis ist ein erster Schritt zur Ordnung, die man nunmehr im Lande zu schaffen gewillt ist. Hoffentlich wiederholen sich nicht die Vorfälle, wie sie sich kürzlich gegen den memeldeutschen Postbeamten ereigneten, der einzig und allein deshalb, weil er Deutscher war, aus seinem Amt vertrieben wurde. Die Folgen eines solchen Handelns könnten Rückschlüsse bringen, die nicht zu den angenehmsten gehören.

Nachdem das Weltjudentum besonders in Amerika an der Arbeit ist, die immer mehr schwindende Macht noch einmal zu behaupten, glauben sich die Juden in den europäischen Ländern gleichfalls räuspert zu können. Sie sind natürlich so unangenehm dabei aufgefallen, daß es immer mehr Staaten vorziehen, dem deutschen und italienischen Beispiel zu folgen und diesen unerwünschten Gästen die Abreise um des lieben Friedens im Lande willen nahe zu legen. In erster Linie ist es Polen, das die Last so schnell wie möglich abzustützen möchte, sind doch bei unserem östlichen Nachbarn nicht nur der Wirtschaftsmarkt, sondern auch viele Gelehrtenstühle von Juden besetzt. Hoffentlich ist das polnische Volk stark genug, diesem „höchst unerwünschten“, was es den Juden als Antwort gab, nachdrücklich Ausdruck zu verleihen.

Eine planvolle Wendung beginnt sich innerhalb der Politik der Balkanstaaten und der Tscheko-Slowakei anzubahnen. Immer mehr gibt neben dem Prager Kabinett auch die politische Lage der übrigen Staaten davon Zeugnis ab, daß es an der Zeit ist, die „Keine Entente“ endgültig zu begraben und den Weg zu den europäischen Machtfaktoren zu suchen, von denen in nicht geringem Maße das Schicksal des Balkans abhängt. Die Zeit der vielen kleinen politischen Richtungen, die man besonders dort liebt, ist vorbei, ein anderes Zeittempo hat sich durchgesetzt und die Männer, die es angehen, haben in den einzelnen Staaten nicht gefehlt. So betriffen wir es, daß nicht nur der Freund Deutschlands, Stojadinowitsch, die Geschichte Jugoslawiens seit in die Hand genommen hat, auch in Rumänien hat es durch die Neubildung des Außenministeriums eine Wendung gegeben, die auf die Anlehnung an die Politik der Großmächte Zentraleuropas nicht ohne Einfluß bleiben wird.

Ungeklärt ist die Lage zur Zeit noch in Frankreich, wo es Daladier wohl gelang, seine Position zu sichern aber mit einer Gegnerschaft auch weiterhin einen harten Kampf zu führen hat, die immer noch den Traum von der langsam verblühenden Volksfront träumt. Nun, nachdem die Maßnahmen, die er gerade gegen die politischen Scharfmacher anwandte, sich langsam auswirken, beginnt man die Folgen seitens der Ungeordneten zu bedauern und es wird bei Daladier liegen, die Fäden der Regierung, die ihre Stärke einmal unerwartet gezeigt hat, zu lockern oder weiter straff zu halten bis zum endgültigen Durchbruch der nationalen Front.

Während die belgische Regierung dem Lande als Weihnachtsgeheimnis die Verstärkung der belgischen Luftwaffe brachte, die in einer Stärke von 15 000 Mann als Spezialtruppe zusammengefaßt werden soll, sieht es um den Weihnachtsfrieden und die Weihnachtsfreude in Sowjetrußland recht trübe aus. Einer langen Zeit der größten Entbehrungen ist nun noch neben der Rälte eine Lebensmittelnot gefolgt, die immer mehr ihrem Höhepunkt zuleuchtet und das Chaos in die Reihen der Bevölkerung hinter der bolschewistischen Front und der Truppe selbst trägt. Immer wieder sind es die fremdlandlichen, von Moskau und dem Weltjudentum gefaßten Elemente, welche den bittersten Haß einerseits und das Paradies andererseits diesem gequälten Volk versprechen und mit Spannung erwarten wir den Augenblick, an welchem die Tragödie des spanischen Volkes den Abschluß findet, der dem Lande endgültig den Frieden bringt.

Zur Zeit sind es die Vereinigten Staaten, welche der Achsenpolitik Europas über dem großen Wasser ein Ebenbild verschaffen wollten. In einer Konferenz in Lima versuchten bis jetzt die Abgeordneten Washingtons vergeblich, ein Bündnis mit allen südamerikanischen Staaten zustandzubringen. Immer wieder dreht sich das Thema um die Unterbringung der Wirtschaftsforderungen beider Kontinente und immer wieder ist es der Generalspruch der Vereinigten Staaten auf die entscheidende Stimme in wichtigen Fragen, welche die übrigen Konferenzteilnehmer berechtigt stutzig macht. Wie man jetzt übersehen kann, dürften positive Erfolge nicht erreicht werden und das Gleichgewicht, das Washington gegenüber der japanischen Großmacht am anderen Ende des Stillen Ozeans durch diese Konferenz herstellen wollte, dürfte auch in der kommenden Zeit ein Trugbild sein.

In der Fernost-Politik hat sich in der letzten Woche nichts geändert, und Japan ist es, das trotz der Anfeindungen mit aller Entschiedenheit bereit ist, seinen Willen durchzusetzen, nachdem durch die Bildung einer Regierung im nördlichen China der Weg zur gründlichen Reform Chinas und des gesamten Fernen Ostens beschritten ist.

Alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß es in diesem Jahre mit dem Weihnachtsfrieden nicht besonders ernst bestellt ist, vielmehr ist man bereit, auch über die Festtage die unaufhebbarbare Renovierung der Weltpolitik, die nur in einzelnen Ländern geordnete Verhältnisse vorfindet, fortzuführen. Abwärts von hochgehenden Wellen aber wollen wir glücklich das Weihnachtsfest begehen, denn hell und rein klingen über unserem Großdeutschland die Gloden und künden mit ihren ehernen Stimmen die Botschaft: „Friede auf Erden!“

Ein Nationalpark in Deutschland

Großzügige Erholungsplanung

Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumsforschung und Raumordnung in ihrer Monatschrift „Raumsforschung und Raumordnung“ diesmal die nationalsozialistische Fortpolitik mit all ihren bedeutsamen Auswirkungen. Staatssekretär, Generalsekretär Alpers, teilt dabei mit, daß die Forstwirtschaft als Sonderverwaltung anerkannt und im heimgekehrten Österreich und Subetenlande bereits als Reichsforstverwaltung aufgebaut wurde, als Vorbild für eine Gesamtregelung im Reich. Er unterstreicht, daß die nationale Fortwirtschaft die Verbindung mit den anderen Ländern suchen müsse. Regierungsrat Dr. Schmitz von der Reichsstelle für Raumordnung führt aus, daß der deutsche Wald einschließlich der Ostmark und des Subetenlandes rund 16,6 Millionen Hektar umfasse. Deutschland sei damit eines der waldreichsten Länder Europas. Doch sei diese Waldfläche klein im Vergleich mit den Waldgebieten, die andere europäische Völker auch in ihren Kolonien zur Verfügung hätten. So besitze England 700 Millionen Hektar, Frankreich 151, Belgien 182 Millionen Hektar Wald. Neben Kohle und Eisen aber sei Holz heute der bedeutendste Rohstoff geworden. Eine Dauerlösung für die Holzversorgung des deutschen Volkes werde nur durch die Erfüllung der Kolonialforderung möglich sein.

Hinsichtlich des ideellen Wertes des Waldes teilt der Referent mit, daß der Leiter der Reichsstelle für Raumordnung, Reichsminister Kerrl, als den obersten Grundsatze der Planung die Er-

haltung der biologischen Volkskraft gestellt habe. Hierbei habe der Wald einen wesentlichen Beitrag zu leisten. Es sei daher eine großzügige Planung eingeleitet, um die Waldgebiete und Waldflächen festzustellen, die für die Bevölkerung besonders wertvoll sind, und zwar sowohl für die Wochenerholung, wie auch für den durch unsere städtische Wohnweise für die Volksgesundheit ständig bedeutsameren Erholungs- und Fremdenverkehr. Eine solche Erholungsplanung sei jetzt noch zeitlich möglich, jedoch auch dringend erforderlich. Die Planungsstelle begrüße auch die Ausweitung von geschützten Landschaften nach dem Reichsnaturparkgesetz. Dieser Schutz erfolge nicht vor, sondern für die Bevölkerung. Das gleiche gelte auch für Naturschutzgebiete, die dem deutschen Volk Gebiete seiner ursprünglichen Heimat in der natürlich gewordenen Pflanzen- und Tiergemeinschaft überliefern sollten. Auch die großen Reichsjagdgebiete: Deutscher Eichwald, Schorfheide und Lobau seien so aufzufassen. Die weiter zu bildenden Nationalparks würden ebenfalls dem gleichen Zwecke für das deutsche Volk dienen. Dazu würden die Naturschutzgebiete für ausgesprochen wissenschaftliche Zwecke und die Gebiete treten, die dem praktischen Forstmann auf Grund des natürlichen Pflanzenbewuchses Auskunst über die geeignetste Zusammenfassung des Naturwaldes geben sollen.

Dr. Syrup zum Staatssekretär ernannt

Veränderungen im Reichsarbeitsministerium

Berlin, 23. Dez. Auf Vorschlag des Reichsarbeitsministers Franz Selbde sind durch einen Erlass des Führers und Reichskanzlers vom 23. Dezember 1938 die Aufgaben und Befugnisse des Präsidenten der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung auf den Reichsarbeitsminister übergegangen. Im Zusammenhang damit ist der Präsident der Reichsanstalt, Geheimrat Regierungsrat Dr. Syrup, zum Staatssekretär ernannt und in das Reichsarbeitsministerium als zweiter Staatssekretär einberufen worden.

Dem geschäftsführenden Staatssekretär Dr. Krohn bleiben die Hauptabteilungen I (Allgemeine Angelegenheiten, Verwaltung, Verordnungen), II (Reichsversicherung, Wohlfahrtspflege, Internationale Sozialpolitik), III (Arbeitsrecht, Arbeitsschutz, Gewerbeaufsicht, Sozialversicherung, Lohn- und Wirtschaftspolitik) und IV (Siedlungswesen, Wohnungsfragen und Städtebau) unterstellt. Dem zweiten Staatssekretär Dr. Syrup wird eine neue Hauptabteilung V unterstellt, in der die Ministerialabteilung für Arbeitseinsatz, Arbeitsbeschaffung und Arbeitslosenvermittlung und Arbeitslosenversicherung verschmolzen wird.

Veränderungen im Propagandaministerium

Berlin, 23. Dez. Der Führer und Reichskanzler hat den Leiter der Abteilung IV A — Deutsche Presse — des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, Ministerialrat Alfred Ingemar Berndt, zum Ministerialdirigenten ernannt. Reichsminister Dr. Goebbels hat gleichzeitig Ministerialdirigenten Berndt auf seine Bitte von der Leitung der Abteilung IV A — Deutsche Presse — entbunden und ihn mit sofortiger Wirkung zum Leiter der Abteilung VIII seines Ministeriums, Schrifttum, ernannt. Der bisherige Leiter dieser Abteilung, Ministerialrat Hauptamtsleiter Friedrich, scheidet auf seinen Antrag aus dem Reichsamt aus, um sich auf Wunsch von Reichsleiter Buhner wieder ausschließlich der Arbeit für die Parteiamtliche Prüfungskommission zu widmen. Mit der Leitung der Abteilung Deutsche Presse wurde der bisherige stellvertretende Abteilungsleiter, Oberregierungsrat Friedrich, beauftragt.

Der Führer und Reichskanzler hat ferner folgende Ernennungen im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda ausgesprochen: Zum Ministerialrat: den Oberregierungsrat Dr. Gehlaff; zu Oberregierungsräten: die Regierungsräte Dr. Galt und Schipper; zu Regierungsräten: die Referenten Graff und Stampe.

Görling fördert das technische Studium

Sherabhebung der Studienbauer

Berlin, 23. Dez. Eine Maßnahme, die in weitesten Kreisen der studierenden Jugend mit Freude begrüßt werden wird, hat der Beauftragte für den Vierjahresplan auf Vorschlag des Reichswirtschaftsministers getroffen. Durch Anordnung vom 14. Dezember 1938 ist die Studiendauer an Technischen Hochschulen und Bergakademien auf drei Jahre und die Studienzeit an Fachschulen, die der Ausbildung von Ingenieuren, Technikern, Architekten und Chemikern bei vollem Tagesunterricht dienen, auf zwei Jahre festgesetzt worden. Ein Leistungsabfall wird durch entsprechende Reorganisation des technischen Hoch- und Fachschulwesens verhindert. Diese Anordnung entspricht dringenden Erfordernissen der Wirtschaft, indem sie den spürbaren Mangel an Technikern und Ingenieuren beseitigt. Daneben ist sie auch ein Geschenk für alle Studierenden, die sich der neuen Lage durch erhöhte Leistung würdig erweisen sollen. Eine besondere Bedeutung erhält die Anordnung noch dadurch, daß eine großzügige Begabtenförderung eingeleitet wird. Bis zu 30 v. H. der Studienplätze sind als Freistellen besonders Begabten vorzubehalten. Diese Anordnung tritt mit Beginn des nächsten Studienjahres in Kraft.

Nationalistenaufrüstung in Burma

Britische Unterdrückungsmaßnahmen

London, 23. Dez. Die Nationalistenbewegung in Burma hat am Donnerstag den Kampf eröffnet. Daraufhin verhängte die Burmaer Regierung den Ausnahmezustand. In einer Erklärung begründet die Regierung ihren Schritt damit, daß gewisse Personen in Rangoon öffentlich zur Nichtachtung des Gesetzes aufgerufen und daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit gefährdet sei. Der Führer der patriotischen Front, Saw ist zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Der britische Polizeikommissar hat durch den Ruchstun der Burmaer Bevölkerung mitgeteilt, daß er Anweisungen habe, Sofortmaßnahmen zu ergreifen.

Die Unruhen dauern weiter an. Britisches Militär und Polizei stehen in höchster Alarmbereitschaft. Besonders in Rangoon wurden umfangreiche Vorsichtsmaßnahmen getroffen und im größten Teil des Landes erscheinen keine Zeitungen. Ein Demonstrationzug von buddhistischen Mönchen gegen die britischen Behörden wurde aufgelöst.

Das italienisch-französische Abkommen von 1935 gekündigt

Paris, 23. Dez. Die Kündigung des am 6. Januar 1935 zwischen Mussolini und Laval abgeschlossenen französisch-italienischen Abkommens wird amtlich bestätigt. Sie ist dem neuen französischen Botschafter in Rom, Francois-Poncet, in Form einer schriftlichen Note überreicht worden.

Diese Kündigung kommt nicht unerwartet, da die italienische Presse darauf vorbereitet hat. Nichtsdestoweniger ist man darüber am Quai d'Orsay sehr unzufrieden, da man eben erst offiziös verlauten ließ, daß sich Frankreich weiter an das Abkommen gebunden halte. Die Ratifizierung ist zwar seit langem auf beiden Seiten vorgenommen, doch sind die Ratifikationsurkunden nicht ausgetauscht worden.

Das Abkommen enthielt folgende Abmachungen: Ein Ausländerstatut über die in Tunis lebenden Italiener (etwa 100 000 an der Zahl), Grenzberichtigungen zugunsten Italiens zwischen Tunis und Libyen sowie zwischen der französischen Somalilüste und dem einigten Italienisch-Eritrea, die Anerkennung der italienischen Gebietshoheit über die Rote-Weerz-Insel Dumerah sowie schließlich eine italienische Beteiligung an dem Aktienkapital der in französischem Besitz befindlichen abessinischen Hauptbahndlinie von Djibuti nach Addis Abeba.

Jude unterschlägt fünf Millionen Dinar. In Belgrad wurde der Jude Josef Schucher verhaftet, der erst im Jahre 1930 auf noch nicht ganz geklärte Weise die jugoslawische Staatsbürgerschaft erwarb, nachdem er vorher zweimal des Landes verwiesen worden war. Der Jude hatte mit dem Klub der kriegsverletzten Offiziere ein Abkommen geschlossen, wonach er zugunsten dieser Frontsoldaten ein Erinnerungsblatt vertreiben würde. Wie sich jetzt herausstellte, behielt er aber von dem Erlös 75 v. H. für sich und veruntreute so über 5 Millionen Dinar. Die Empörung gegen diesen jüdischen Gauner ist in der jugoslawischen Hauptstadt umso größer, als viele nationale Persönlichkeiten namhafte Spenden für die Unterstützung der kriegsverletzten Offiziere gaben, die alle in der Kasse des Juden blieben.

Katalonienfront an vier Stellen durchbrochen. Die nationalen Truppen begannen am Freitag an der Katalonienfront eine Offensive, die bereits seit langem erwartet, deren Beginn aber nicht bekannt war und die die Katalonienfront völlig überraschte. Nach kurzer, intensiver Vorbereitung durch die Artillerie durchbrach die nationale Infanterie die feindliche Front an vier Stellen in erheblicher Breite. Der Vormarsch der nationalen Truppen dauert an.

Mussolini Weihnachten auf seinem Landhof. Der Duce hat sich am Freitag auf seinen Landhof Rocca delle Caminate begeben, wo er im Kreise seiner Familie die Weihnachtsfeiertage verbringen wird.



Nachdruck verboten.

Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz, München

1. Unterm Glockenspiel.

Salzburg! Bezaundernde Stadt voll Sonne und Heiterkeit — deine Luft weht schmeichelnd und weich trotz der nahen Berge. Dein Himmel ist blauer als irgendwo sonst in der Welt und läßt die Nähe des Südens ahnen. Und eine heimliche Musik liegt über den Gassen, rauscht in den alten Bäumen. Wunderbare Stadt, die alle Welt kennt — oder doch zu kennen glaubt...

Der vornehme Fremde klopfte an die Scheibe des Mietautos. „Halten Sie hier, Chauffeur — ich will mir diese Kirche ansehen — ich will alles gesehen haben. — Sie warten natürlich —“

Der Fremde ist rasch ausgestiegen — erstaunlich elastisch für seine Jahre, stellt der Chauffeur mit dem gutmütigen roten Biergesicht fest. Er lächelt zufrieden hinter seinem Fahrgast her. Endlich einmal eine Fuhr, die sich lohnt... Meher den weiten Platz, dessen breitstiege Linden in voller Blüte stehen, schreitet eine zarte, helle Gestalt. Gleich einer leichten Sommerwolke weht das Musselkleid um die schlanken Glieder. Unterm breitkrämpigen Strohhut eine Fülle feidenweißen Lockenhaars von leuchtendem Goldblond — und ein schmales, liebes Gesicht. Ein Mädchen? Eine Frau?

Der Fremde möchte gern darüber nachdenken, aber schon ist die Erscheinung an ihm vorüber wie ein weiser, lustiger Sommerfalter. Einen Augenblick bleibt er stehen, lächelt spitzbübisch und doch ein bißchen wehmütig.

„Die Frauen... die vielen schönen Frauen — man sollte jung bleiben können — ewig jung...“ Die blonde Eva Römer aber hört diesen Seufzer nicht. Sie hat den Blick überquert, hält nun plötzlich inne und blickt spähend um sich.

„Sie lassen ihn wieder nicht weg und er hat nichts Warmes im Magen.“ denkt sie mitleidig. „Armer Georg!“ Dann aber steigt ein heller Schein über ihr Gesicht. Sie winkt dem Herankommenden entgegen.

„Georg — endlich — da bist du ja.“ Er sieht müde und erhitzt aus. Trocknet die Stirn und den blonden Haarschopf mit dem Taschentuch. Dann schiebt er ihren Arm unter den seinen.

„Was ist doch hoffentlich nicht schon lang da in der Sonnenglut auf mich, wie? Das war heute ein Betrieb bei uns! Erst eine Krebsoperation, dann eine Zwillinggeburt, hernach ein doppelter Beinbruch. — Natürlich muß ich überall ran als jüngster Handlanger.“

Es klingt ein bißchen bitter und mißmutig, findet Eva. Sieht den Verlobten fragend an.

„Georg? Du bist nicht zufrieden?“ „Zufrieden? Wann ist der Mensch zufrieden? Ich glaube, im letzten Augenblick trostet er ein —“ versteht er nachdenklich.

„Denk doch, Georg, wie wir gezittert haben damals vor zwei Jahren, als du dich um die Stelle im Krankenhaus beworben hastest — und wie wir warteten — warteten in Hangen und Bangen.“

„Ja — ja — ich wartete damals, Eva. Wie nur ein armer Teufel warten kann, der sich in den Tod schämt, daß er sich muß Geld geben lassen von seinem Mädel.“

Sie drückt seinen Arm. Bittet sanft: „Laß das, Georg!“ Er schweigt einen Augenblick. Dann beginnt er hastig zu sprechen:

„Du darfst mich ja nicht mißverstehen, Eva. Ich klage nicht über die Arbeit. Mir ist nichts zu viel. Aber ich will vorwärts, vorwärts um jeden Preis. Möchte mir einen Namen machen, berühmt sein, angesehen, vermögend! So wie unser Primar, weißt du. Wie Eichenberg. Verstehtst du das, Eva?“

Sie lächelt — fast ein bißchen nachsichtig, wie zu der Rede eines Kindes.

„Lieber Georg — das wird doch alles werden — einmal — bist ja noch keine Dreißig.“

„Das ist es ja eben!“, bräutet er auf. „Muß man denn erst eine Glage haben und Altersstet anheben, bis man obenauf kommt? Und vorher, da gilt alles nichts? Da kann man's noch so gut machen, man ist eben doch nur einer von vielen.“

„Einer von vielen — das ist jeder von uns, Georg. Und ist doch keine Schande. Wenn man nur seinen Platz ausfüllt und seine Pflicht tut, dann ist es schon gut. Glaub mir, Georg.“

„Ach du — du —“ Er lacht fast zornig. „Du hast eben ein ganz anderes Naturell. Wie ein braves, gutes Ackerpferd.“ Er hält ein bißchen erschrocken inne. „Nun sag' ich doch noch hübsche Worte, Eva. Bloß weil du mich nicht ganz verstehen kannst. Sieh doch — wenn ich — wenn ich so obenauf wäre wie zum Beispiel Eichenberg — denk' doch, was das für dich bedeuten würde. Eine ganz große Dame wärst du dann.“

„Ich werde dich als kleine Doktorsfrau genau so lieb haben, Georg.“

Sie sagt es ganz schlicht. Und er schweigt darauf still. Drückt nur ihren Arm fester an sich.

Endlich, da sie in eine breite, belebte Straße einbiegen, fragt er:

„Wolltest du mir nicht gestern etwas sagen — wegen Lotte? Vermutlich wegen des Hochzeitsgeschenkes? Daß es die Beiden auch so eilig haben — Horst ist doch erst Assistent am Gymnasium — — Also — was schlägst du eigentlich vor, Eva?“

„Ich will Lotte eine große Ständerlampe kaufen — für die gemütliche Ecke.“

„Eva! Was fällt dir ein!“ Er bleibt betroffen stehen. „Nein, das geht nicht. Das darf meine Schwester nicht annehmen. Außerdem fehlt ihr so manches Nötige, finde ich.“

„Aber sie wünscht sich diese Lampe heimlich, Georg. Ich weiß es. Unlänglich, als ich sie ein Stück begleitete, blieb sie

vor einem Installationsladen stehen. Gestand mir, daß sie die Lampe alle Tage ansehe. Aber natürlich sei so etwas nichts für zwei Leute, die ganz klein anfangen müssen. Nun — da hab' ich mir halt den Wunsch notiert.“

Georg schüttelt den Kopf. „Du hast die Kleine immer vermöhnt, Eva.“

„Ich habe mir immer eine jüngere Schwester gewünscht, Georg. Ich freute mich so sehr, als ich euch kennen lernte. Lotte war doch damals noch ein halbes Kind. Sie tat mir so leid. So blutjung und schon verwaist. Schon deshalb soll man gut zu ihr sein. Weil sie so wenig Elternliebe hatte. Und nun komm, hier ist der Laden.“

Als sie nach einer knappen Viertelstunde den Laden verlassen, ist der Handel abgegeschlossen. Eva hat das prächtigste Stück erstanden, das sie im Laden fand.

„Nun gib bloß acht, Georg, daß Lotte heute abend daheim ist.“ mahnt sie lächelnd. „Ich würde gern das übertrafste Gesicht sehen. Aber ich habe heute Ueberstunden. Die Post nach Algier muß pünktlich abgehen. Vielleicht kann ich noch nach dem Abendessen zu euch kommen. Horst wird wohl auch da sein?“

„Natürlich.“ Georg sieht ein bißchen verstimmt dazwischen. „Bin bloß froh, wenn das Getöse vorüber ist. Solch ein Brautpaar — acht Tage vor der Hochzeit —“

„Ich sagte erst unlänglich zu Horst: Als du noch mein Mitgeschüler Eltenbach warst — alle Achtung! Warst'n netter Kerl. Als mein Schwager Horst aber —“

„Na, es wird sich geben, hoff' ich. Du mußt bedenken, Eva, daß ich Ruhe brauche. Nicht zum Faulenzen, behüte! Aber ich habe immer noch zu lernen — viel, viel zu lernen.“

Sie sind auf den Lindenplatz vor der Kirche zurückgekehrt. Eva blickt empor zum Turm. „Es ist spät geworden, Georg. Ich muß ins Büro zurück.“

Er hält ihre Hand fest. Sieht sie an, als erwache er aus schweren Träumen. „Eigentlich — haben wir so wenig von einander, Eva. Eigentlich —“

Er hält inne. Horcht auf. Das Glockenspiel des Turmes hat zu klingen begonnen. Hell und hart — wie ein altes Liebeslied. Voll verhaltener Süße und heimlicher Heiterkeit. Ein Klang aus fernem, fernem Tagen...

Sie halten einander an den Händen wie Kinder im Märchenland. Reden kein Wort und horchen auf das singende, innige Märchen —

„Weißt du, was Horst unlänglich meinte?“ flüstert Georg plötzlich. „Eigentlich wäre es das Beste und Klügste gewesen, Doppelhochzeit zu feiern. Manchmal glaube ich fast, daß er recht hat.“

„Vielleicht —“ lächelt Eva mit leiser Verzücktheit. Das Lied vom Turm verzittert. Die Hände der beiden jungen Menschen gleiten auseinander.

„Ich muß gehen“, sagt Eva. „Die Post nach Algier drängt.“

Er nickt aufatmend. „Viel wohl, Eva. Auf mich wartet auch die Arbeit. Vielleicht ist es gut so. Ans Ziel muß ich ja doch.“

Dann gehen sie rasch auseinander. In der weichen Sommerluft verhallt der letzte Laut des Glockenspiels.

2. Eva im Alltag.

Die Kontorräume der Firma Jütermann & Longueville befinden sich in einem etwas diffusen, engbrüstigen Hause der Altstadt. Man muß erst über eine uralte Brücke, um dahin zu gelangen.

Eva erscheint heute der Weg noch einmal so lang; sie gerät etwas außer Atem. Es ist später als sonst geworden und der Kirchenplatz mit den blühenden Linden liegt weit weg von der alten Brücke. Nicht etwa, daß man sie dafür angeschaut hätte, wenn sie einmal zu spät käme. Eine so bewährte Kraft wie die Auslandskorrespondentin Römer ist nicht an die Minute gebunden. Aber Evas Gewissenhaftigkeit und strenges Pflichtgefühl lehnen jeden Appell an die Rücksicht ihrer Vorgesetzten ab.

Sie hastet daher durch die schmalen, gewundenen Altstadtgassen und hält erst vor einem breiten Haustor mit verhängeltem Schmalz inne, um Atem zu schöpfen. Am Turm begegnet sie einem ältlichen Herrn mit hochrotem Gesicht, welcher ihren Gruß nur flüchtig erwidert und mit am Rücken gekreuzten Händen an ihr vorbeihastet, allerlei unverständliches Zeug vor sich hinnermelnd.

Eva steht dem Beträgerten nach. Lächelt mitleidig. „Der arme Herr Jütermann. Da hat sicher Madame Longueville wieder von sich hören lassen.“

So ist es denn auch. Der kleine Prokurist Mersebrecht hat Eva gleich zu sich rufen lassen. Er habe ihr ein paar wichtige Briefe zu diktieren. „Gehen an die Kompanionin des Chefs, welcher vor Aerger außerstande sei, einen Gedanken zu fassen.“

„Madame hat nämlich geschrieben — natürlich wie immer — in der üblichen Art.“ Der Prokurist räuspert sich diskret. „Es ist — sehr unangenehm, wenn eine Dame nichts von Geschäften versteht und doch immer mitreden will. Und was das Schlimmste ist — sie hat ein Recht dazu; wozu hat sie ihr Geld in unserer Firma fteden? Natürlich droht sie wieder mal: Austreten will sie — und herkommen, um in alles Einblick zu nehmen, wie sie schreibt —“

„Na, es wird nichts so heiß gessen und so weiter —“ aber Herr Jütermann ist wütend.“

„Hinterließ er nicht ein Konzept?“ Eva deutet auf einen eng betrieblen Blockzettel, auf welchem sie die Schrift des Chefs zu erkennen glaubt. Mersebrecht schiebt den Block weg. „Erstet hinter dem graublonden Ziegenbärtchen.“

„Ja, schon. — Das hat er in der ersten Mut niedergeschrieben. Aber es enthält Ausdrücke, die ich Ihnen lieber nicht diktieren möchte.“

Mersebrecht räuspert sich abermals und pustet die Hornbrille mit großer Sorgfalt. „Nun — es wird so schlimm nicht werden. Und Madame wird hübsch dabei bleiben in Algier — wie bisher, hoffe ich.“

Eva lächelt nachdenklich. „Wie nur Herr Jütermann zu Madame gekommen sein mag? Seit zwölf Jahren höre ich von dieser sagenhaften Dame.“

„Das kann ich Ihnen schon sagen, Fräulein Römer.“ Mersebrecht hat die Brille endlich blank gepußt und setzt sie etwas umständlich zurecht. „Vor etwa fünfzehn Jahren kam unsere Firma in erste Schwierigkeiten. Nicht durch eigene Schuld, nicht durch Verschiffen — Herr Jütermann ist ein ehrbarer Kaufmann — aber die schlechten Zeiten damals, Sie wissen ja —“

„Also Herr Jütermann suchte einen Teilerbeher durch die Zeitung. So kam er an Madame Longueville. Die war eben — nach ganz kurzer Ehe, wie man hörte — die Witwe eines würdigen Del- und Süßfrüchthändlers geworden und hatte Reichtümer geerbt. So viel, daß sie nicht wußte, was damit anfangen. Sie hätte das Geld ja eigentlich in einer Bank anlegen können. Aber Madame hatte eben von jeher eine Schwäche: Sie wollte als tüchtige Geschäftsfrau gelten. So suchte sie einen Teilerbeher. Nun, sie hatte Glück. Wie leicht hätte sie an einen minder ehrenwerten Menschen geraten können, als Herr Jütermann es ist. Aber das will Madame nicht ganz einsehen. Sie ist eben ein großes Kind — mit allerlei abenteuerlichen Plänen und phantastischen Wünschen — wie wir Menschen schon alle zuweilen sind, ja.“

Herr Mersebrecht steckt den graublonden Kopf in allerlei Papiere. Dann beginnt er zu diktieren. Eva Römer schreibt und achtet auf nichts um sich her. Sie denkt jetzt nicht mehr an Herrn Jütermann und Madame Longueville. Nur an ihre Arbeit — und ob es ihr heute noch möglich sein wird, Lotte und Georg zu besuchen.

Georg — immer wieder sieht ihr sein müdes, unzufriedenes Gesicht aus den Zeilen der stenographischen Zeichen entgegen. Beunruhigt hebt sie den Kopf, da Mersebrecht plötzlich im Diktieren innehört. Sein Blick ruht auf ihr, wie sie nun gewahrt.

„Ich will eine kleine Pause machen.“ sagt er fast schüchtern. „Sie sind ein bißchen nervös heute, Fräulein Römer.“

„Nein — aber nein.“ wehrt sie erschrocken ab. Mersebrecht schüttelt müde lächelnd den Kopf.

„Anjereins kennt das... Bin heut' selbst nicht so aufgeleget... Das macht der Föhn...“

Ein kleines Schweigen entsteht. Dann fragt Mersebrecht ganz unvermittelt: „Werden Sie nun eigentlich der Firma erhalten bleiben, Fräulein Römer?“

Eva legt betroffen den Bleistift nieder. „Ich? Ja — weshalb sollte ich —?“

Er errötet bis an die Haarwurzeln. „Ich dachte ja nur — weil Sie nun doch bald Hochzeit halten —“

Und da Eva immer noch mit großen Augen schweigt, fährt er hastig fort:

„Halten Sie mich bitte nicht für indiscret — ich habe nämlich Verwandte, die wohnen im selben Hause wie Doktor Ruppert und seine Schwester — und da hörte ich von Hochzeitsvorbereitungen und —“

Er stockt einen Atemzug lang. Dann streckt er Eva impulsiv die Hand entgegen. Sagt fast atemlos, ohne sie anzusehen:

„Ich wünsche Ihnen alles Gute, Fräulein Römer — alles Liebe und Schöne — Sie haben es um diese Menschen verdient.“

„Danke.“ stößt Eva schroff hervor. Mersebrecht hält erschrocken inne. Da hat sie sich schon wieder in der Gewalt. Lächelt ein wenig nachsichtig.

„Ihr Glückwunsch kommt verfrüht, Herr Mersebrecht. Die Vorbereitungen gelten einer anderen Hochzeit. Lotte Ruppert heiratet Dr. Eltenbach, den Freund meines Verlobten.“

„So. Ach so ist das also.“ Mersebrecht tippt mit Feuerzifer einen Bleistift, dessen Spitze er loeben grundlos abgedröhen hat. „Ja, ja — den Doktor Eltenbach — den kenne ich — das ist ein lieber, netter Mensch — ein anständiger Kerl — einfacher Leute Kind — aber — oder vielleicht eben drum — das Herz am rechten Fleck — dem Fräulein Ruppert ist zu gratulieren. Es gibt eben Menschen, denen fällt alles Gute in den Schoß.“

„Lotte Ruppert verdient es.“ fällt Eva lebhaft ein. „Sie war ein armes Kind. Früh verwaist — in Kummer und Armut hat sie Jahre verbracht, sie und ihr Bruder.“

„Bis Sie in das Leben der Beiden traten. Als guter Engel. Ich weiß doch alles, Fräulein Römer.“ Mersebrecht tut einen schweren Atemzug. „Näge es Ihnen nach Gebilhr gelohnt werden.“

Eine leichte Blutwelle gleitet über Evas Wangen. Was soll diese Anspielung? Sie will mit niemand über Dinge sprechen, die nur sie allein betreffen.

Eine starke Abwehr liegt in ihrem fühlen, blassen Gesicht, da sie nach Stift und Stenogrammblock greift.

Mersebrecht hat diese Geste verstanden. Sie bedeutet eine Rückkehr in den arena dienstlichen Alltags. Er spielt mit dem eben geliphten Bleistift. Beginnt monoton zu diktieren.

„Schreiben Sie also: An Madame Heloise Longueville, Algier, Boulevard de la Republique —“

3. „Schöner, grüner...“

Weißes Seidenpapier raschelt unter schmalen Mädchenfingern, entfaltet sich — Ein Freudenlaut.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Weihnacht



Spätes Fest

Kurzgeschichte von Paul Richard Hensel

„Willst du noch fort?“ fragte Frau Grete, als der Lehrer Ohlsen sich die Suppe anzog.
„Ich muß noch einmal in die Stadt radeln, Grete“, sagte er; „es fehlt doch noch manches zu unserer Kinderbescherung heute — aber ich bin ja bald wieder zurück!“
Sie sah besorgt aus dem Fenster. „Fahr vorsichtig, Klaus! Die Landstraße ist sicher seit den letzten Nächten vereist. Und wenn du daran denken solltest, bring noch ein paar Kugeln für uns mit, recht bunte.“
Er versprach es und schob das Rad durch den hohen Schnee auf dem Hof zur Straße. Es war ein holpriges Fahren durch das Dorf, und auch auf der Landstraße kam der Lehrer nur langsam vorwärts, denn über der Eisfläche lag schon wieder neuer Schnee. Aber Ohlsen war so oft diesen Weg gefahren, bei schlimmerem Wetter, daß ihm die vier Kilometer bis zur nächsten Stadt nichts ausmachten. Die letzten Tage hatte es ohnedies keine Ruhe für ihn gegeben. Er wußte durch die Kinder, die ihm anvertraut waren, wo Not im Dorfe war, und er hatte es als selbstverständliche Pflicht übernommen, für Linderung zu sorgen; in seiner Hand lag die Sammlung von Spenden und ihre Verteilung, zu jeder Zeit war er bereit, mit Rat und Tat einzugreifen. Diese Aufgaben nahmen ihn allerdings in einer Weise in Anspruch, daß ihm kaum Zeit blieb, für sich selbst da zu sein. Wie oft, wenn er sich abends den Hefen seiner Schüler zuwenden wollte, schellte es noch an der Tür, und ein Dorfbewohner kam mit einem Anliegen, mit dem man eben nur zum Lehrer Ohlsen gehen konnte!

Daß Weihnachten für die Kinder etwas Besonderes gesehen wurde, war natürlich. So hatte Ohlsen mit dem Gastwirt die Verabredung getroffen, daß der sein geräumiges Gastzimmer zur Verfügung stellte und für ein Tannenbäumchen sorgte. Auch war eine hübsche Sammlung von Geschenken, Spielzeug und Nachwerk, zusammengekommen, und damit sollten die ärmeren Kinder des Ortes bei einer kleinen Feiertagsbesuchung bedacht werden. Das Gelingen dieses Weihnachtsabends lag Ohlsen so am Herzen, daß er für anderes in der letzten Zeit kaum Gedanken gehabt hatte.

Nach einer Stunde war er wieder auf dem Heimweg. Es schneite heftiger. Die Landschaft sah fast und unfreundlicher aus. Niemand ging wohl jetzt aus dem Hause, der es nicht nötig hatte. Und da dachte der Lehrer an seine junge Frau. Wie oft hatte er in den letzten Wochen schon empfunden, daß sie sich nach der Behaglichkeit der Stadt zurücksehnte, aus der sie stammte. Als sie heirateten, wußte Grete wohl noch nicht, daß hier das Leben eines Mannes wie des ihren allein im Dorfe gehört und daß man Arbeit und Pflichten um eines friedlichen Feiertags willen nicht nach Belieben beiseiteschieben kann. Es war Ohlsen anfangs schwer geworden, der Frau verständlich zu machen, daß er nicht immer für sie da sein könne; aber als sie sich damit abgefunden zu haben schien, hatte er auch das Gefühl, daß damit das Vertrauliche und Herzliche der ersten Monate einem Gefühl der Leere und des Nebeneinanderlebens gewichen war. Bisweilen tat ihm Grete leid, und er quälte sich oft mit der Frage, wie er ihr Dasein freundlicher gestalten könnte — manchmal aber auch verstimme es ihn, wie wenig Anteil sie an seiner Arbeit nahm, in der er um keinen Preis lässig werden wollte.

„Du wirst allein gehen müssen“, Klaus, sagte die Frau, als es an der Zeit war, die Kinder drüben im Gasthaus zu erwarten, „mir ist nicht gut; wenn ich mich ein wenig hinlege, kann ich vielleicht noch später hinüberkommen.“

Ohlsen sah seine Frau ernst an. War das nun heimliche Aufsehung, daß er auch diesen Abend anderen schenkte? Aber das Gesicht der Frau verriet nichts. Da ging der Lehrer. Der Gastwirt hatte mit seiner Frau und Tochter schon die letzte Hand an die Besetzungstafel gelegt. Die Tische waren zusammengestellt, vor jedem Stuhl stand ein Teller mit Kuchen und Äpfeln, und daneben lag ein kleines Bäckchen, mit einem Tannenast geschmückt. Allmählich fanden sich die Kinder ein, die in einem Vorraum warten mußten, während der Wirt die Kerzen am Christbaum anzündete. Dann setzte sich Ohlsen an das Klavier, und während die alte Weise eines Weihnachtsliedes ausklang, traten die Kleinen mit erwartungsstarken Augen in den Saal —

Eine Stunde später — die Mütter sahen aus der Nähe der Tür dem frohen Treiben ihrer Kinder zu — war auch Frau Grete gekommen. Ein seltsames Bild zeigte sich ihr da. Ihr Mann sah am Klavier, und um ihn herum standen die Mädchen und Knaben, mit ihren hellen Stimmen all die Kinderlieder mitsingend, die der Lehrer ihnen vorgespielt. So ganz vertieft schienen sie in ihre Beschäftigung, daß sie kaum auf die Erwachsenen achteten. Es trat erst eine Pause ein, als die freundliche Wirtin mit zwei großen Kaffeekannen erschien und die Kinder sich mit einem Freuden- geschrei an ihre Teller setzten.

Ohlsen blickte auf seine Frau, und es wurde ihm wunderbar zumute. Da stand sie abseits, als gehörte sie nicht hierher, und es fiel dem Lehrer schwer aufs Herz, daß zu einem Geschenk für sie nur wenig übrig geblieben war. Nicht einmal für die bunten Kugeln hatte es gereicht, die sich Grete gewünscht hatte. Schnell trat er auf sie zu und führte sie an den Platz neben sich.

„Das ist hübsch von dir, daß du gekommen bist“, sagte er, „wir trinken hier noch eine Tasse Kaffee und gehen dann gleich heim.“

„Es eilt doch nicht so“, lächelte Grete verlegen — „Und dann endlich haben sie in dem Lichterschein ihres eigenen Bäumchens. Ein paar Gaben lagen auf dem kleinen Tisch; jeder wußte, daß der andere sein möglichstes getan hatte, und war dankbar.“

„Unser erstes Weihnachtsfest“, sagte die Frau. Der Mann frick ihr über die Hand. „Ich wollte dir noch so viel schenken, aber...“

Sie schloß ihm schnell den Mund. „Still, Klaus, du weißt ja gar nicht, wie reich wir sind.“

Er sah sie überrascht an. „Ich bin so froh, daß du das sagst.“

Da ging über ihr Gesicht ein glückliches Lächeln. „Aber zu weißt es ja noch gar nicht — und ich war so dumm und wollte es dir auch noch nicht sagen. Du wartest zu sehr in deine Arbeit verkommen — aber als ich heute sah, wie lieb du zu fremden Kindern bist, da dachte ich mir, du wirst dich auch sicher freuen, wenn du es zu einem eigenen Kinde sein kannst.“

Der Lehrer sprang auf. „Du, Grete, ist das wahr, wirklich wahr?“

„Ja, Klaus, es wird in unserem Hause lebendig werden.“

Der Mond schien auf die leere Straße und den Schnee und ging lacht an dem Haupte des Lehrers vorüber, als dürfe er das Glück zweier Menschen nicht stören.

Weihnachtslied

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederläßt;
Vom Tannenwalde steigen Düste
Und hauchen durch die Winterklüfte,
Und Kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fern die Kirchenglocken
Nicht lieblich heimlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's: ein Wunder ist geschehn.

Theodor Storm.

Der Teufelstaler

Eine baltische Weihnachtslegende

Von Oleg Berting.

Ein harter Winter hatte das mittelalterliche Riga in seinen frohlockenden Bann geschlagen. Am grünlich-blauen Himmel sank die niedrige Sonne immer tiefer, und langsam wandelte sich ihr kaltes Gold in glühendes Abendrot. Die lange nordische Dämmerstunde füllte Häuser und Straßen mit langsam sich verdichtenden Schatten. Heute allerdings war dieser Stunde wachen Träumens wenig Beachtung beschieden. Frohe, festfreudige Erwartung erfüllte die Seelen der Menschen, die sich überall geschäftig regten. Weihnacht war es...

Vater Sebastian, der Glöckner, stieg leise schnaufend die hohe, steile Treppe zum Glöckenturm des Rigaer Domes empor. Oben griff er nach dem Glöckenstrang, um das feierliche Weihnachtsläuten über Stadt und Land zu senden. Da bemerkte er plötzlich auf dem Tragbalken der Glöde ein Häuflein kleiner Teufelchen, die gegeneinander geschmeigelt regungslos dafanden und ihn aus gelben, hell in der Dämmerung funkeln den Augen anstarrten. „Weg, ihr Höllengezüht!“ rief Vater Sebastian und schleuderte mit kräftiger Hand einen schnell seines Anhängels beraubten Besenstiel mitten unter die ungebeten Gäste. Lautlos stoben sie auseinander und verpufften gelben Flämmchen gleich in der Dämmerung. Nur einer von ihnen verschwand nicht, sondern sprang mit einem hurtigen Satz aufs Fenstertüchlein, glitt schnell am Kirchturm zur Erde hinab und schlüpfte wie ein Wiesel ins Schulhaus gegenüber.

„Alle guten Geister loben Gott, den Meister!“ bekreuzigte sich Sebastian und begann kräftig am Glöckenstrang zu zie-

hen. Laut und hell läutete die Domglocke das schönste Fest der Christenheit ein, und in dichten Scharen strömten die Menschen zur Kirche. Plötzlich gab es eine Stodung. Vor einem schwächlichen, in einen Kapuzenmantel gehüllten Knaben stand mit gestäubten Haaren knurrend und zähneleisend ein großer Hund und warf sich dann böse kläffend auf ihn. Aus einer Bismunde im Gesicht blutend, stürzte der Knabe in den Schnee. Mit Geschrei und Stodhieben vertreiben die Umstehenden das Tier, und eine mitleidige Patriziertochter neigte sich zum Knaben hinab, schob ihm einen blanken Taler in die zuckende Hand und eilte weiter zur Kirche. Andere halfen dem Unglücklichen auf die Beine, redeten auf ihn ein und stellten ihm Fragen. Aber vergeblich — er schwieg, blickte aus gelblich glühenden, sonderbar anmutenden Augen scheu um sich und weinte und klagte auch nicht. Da er von außergewöhnlich dunkler Hautfarbe war, dachten seine Helfer, er sei wohl ein Araber oder ein Türkenjunge, der von einem aus fernen Ländern gekommenen Schiff stamme. Dieser Winter war mit grimmiger Kälte so plötzlich ins Land gezogen, daß viele fremde Fahrzeuge aus dem zugefrorenen Hafen nicht mehr herausliefen.

Da erschien lustig und guter Dinge der Maler Waldemar, dessen Herz ebenso leicht war wie sein Beutel. In letzter Zeit allerdings munkelte man davon, daß sein Herz von hoffnungslosen Liebe zu einer schönen Patriziertochter nicht unerheblich beschwert sei, doch anmerken ließ er sich's nicht, denn er hatte seinen Stolz. Nachdem er sich erkundigt hatte, nach dem Knaben am Arm, sprach ihm mit heiteren Worten Trost zu und führte ihn in sein mehr als bescheidenes Atelier. Dort wusch und verband er dem immer noch Schweigenden die Wunde, heizte den Dien notdürftig mit einigen mageren Holzstücken und frante aus seiner dreinshauenden Speisekammer eine spärliche Mahlzeit zusammen, die er mit seinem Gott teilte, und sehr zu Gunsten des letzteren. Waldemar war ein weit gereister Mann und sprach viele Sprachen, aber in welcher er es auch versuchte, sein Gast verstand ihn offensichtlich nicht und blieb stumm.

„Nun, macht nichts“, meinte der Maler schließlich, „schonst doch ein lieber Burche zu sein, und morgen werden wir schon herausfinden, wohin du gehörst. Jetzt aber — in die Federn!“ Er drückte den Knaben aufs Bett nieder und richtete sich selbst auf dem Prachtstück seiner Einrichtung, einem noch einigermaßen fest auf den Beinen stehenden Lehnstuhl, ein Lager her. Während er wach und nachdenklich dahaf, knurrte ihm der Magen recht vernehmlich, und heimlich seufzend sandte er seinen Weihnachtswunsch nach einem ausgiebigen Mahl und einer Kanne Burgunderwein zum Himmel.

Plötzlich erhob sich der Knabe von seinem Lager, zapfte den Maler am Kermel und wies mit dem Kopf zur Tür. Der Gedanke, im dünnen Mantel wieder in die eifige Kälte hinauszupazieren, lockte den Maler zwar nicht besonders, dennoch folgte er dem auffordernden Zeichen seines geheimnisvollen Gastes. Es war ja so einsam und trübselig, und da mußte Ablenkung wohl tun. Außerdem war Waldemar auch neugierig zu erfahren, was der sonderbare Knabe wohl vorhaben mochte. Der führte ihn in eins der besten Gasthäuser der Stadt. Dort ging es hoch her, denn die Besatzungen der eingefrorenen Schiffe liefen an diesem Abend manden Gulden springen. Waldemar kraulte sich den Kopf; liebliche Bratendüfte stiegen ihm in die Nase, und der Weindunst kitzelte sie besonders angenehm. Diesen Verlockungen konnte er nicht lange widerstehen und setzte sich mit seinem Begleiter an einen noch freien Tisch. — „Ich singe den Leuten was vor, dann werden sie schon die Zecher bezahlen“, beruhigte er sein Gewissen.

Er bestellte das ersehnte reichliche Mahl und die Kanne Burgunderwein und kühlte plötzlich, wie sein Tischgenosse ihm etwas Rundes und Hartes in die Hand drückte. Er öffnete die Hand, schaute hinein und staunte: ein blanker Taler lag darin und funkelte ihn freundlich an. Waldemar wollte den Taler zurückgeben, aber der Knabe schüttelte ernst und abweisend den Kopf. Dann segnete Lebenslust und Heißhunger bei Waldemar über alle Bedenken, und er aß und trank wader drauf los, wie ausgehungerte gesunde Leute es eben tun. Der Knabe sah schweigend zu und aß nur ab und zu einen Bissen. Als Waldemar die Zecher bezahlt hatte und das herausgegebene Geld einschieben wollte, staunte er aufs neue und war verblüfft wie noch nie zuvor in seinem Leben: statt der Scheidemünzen hielt er wieder einen blanken Taler in der Hand.

Dann geschah etwas noch Seltsameres und sehr Unheimliches: es erschien Waldemar, als wüchsen dem Knaben plötzlich kleine Hörner. Dann sah er voller Entsetzen, wie sein Tischgenosse sich in ein Wöllchen auflöste, das sich verflatterte und nichts nachließ als einen leichten Schwefelgeruch. Der kitzelte ihm so mächtig in der Nase, daß er mehrmals heftig niesen mußte. Im ersten Schreck warf er den Taler von sich, aber der rollte wieder zurück, getadewegs in seine Tasche hinein. Waldemar verbrachte eine schlaflose Nacht; der Taler, den er nicht loswerden konnte, so oft er es auch später noch versuchte, — dieser Teufelstaler brannte ihm in der Tasche und auf der Seele.

In aller Morgenröthe lief er zum Pfarrer und erzählte ihm von seinem Abenteuer. Der hieß ihn später wiederkommen, ging der Sache nach und reimte sich bald zusammen, wie alles sich zugetragen hatte. Als Waldemar wieder eintrat, sagte der Geistliche: „Behalte den Taler getroßt! Gott kann Finsternis in Licht verwandeln und Böses in Gutes. Das gültige Mädchenherz, das sich des gefallenen Engels erbarmte, mag ihn durch Gottes Willen geläutert und der Hölle enttriffen haben, daß er jetzt so rein und so blank ist wie dieser Taler. Betrachte ihn als Zeichen des Himmels, der immer nur das Gute will!“

Glücklich ging Waldemar nach Hause, reich geworden durch diesen unerhörlichen Taler. Aber nicht der allein machte ihn glücklich. Glücklicher war er deshalb, weil er nun das Mädchen, das er liebte, heimführen konnte. Es hatte dem armen, blutenden Teufelchen den Taler gegeben — nach Gottes Willen zu Glück und Segen...

Ewige Weihnacht

Von Martin Voelke

Ann es jetzt wieder Weihnachten geworden ist in der Welt, dann empfinden wir zunächst einmal die unmittelbare Kraft dieses schönsten aller Feste und geben uns willig seinem gegenwärtigen Zauber hin...

Freilich, diese ewige Weihnacht wird nicht immer in der gleichen Weise empfunden und gefeiert; sondern ihre Feier erhält aus der jeweiligen Gegenwart ihre besondere Färbung und ihren eigenen Wert.

Gewiß mag zu diesem tiefen, unvergesslichen und immer frischen Erlebnis der Weihnacht unter uns beigetragen haben, daß unser deutsches Volk dieses Fest mit seinem innigen und reichen Gemüt umfassen und schöpferisch ausgestalten hat...

Woher kommt dies Wunder der ewigen Weihnacht? So wie dies Fest mit seinem ewigen Glanz in unsere Gegenwart hineinleuchtet, alte Sitten sammelt und verkörpert, Erinnerungen weckt, neue Freude weckt...

Mit der vollen Macht der größten Geschichtstafel hat dies Leben Epoche gemacht im Gang der Menschheit und hat ihr Schicksal gependet. Denn es war nicht hoher Trug, lunte Mär, blasse Idee, sondern Witz aus der Ewigkeit...

Gib mir einen Punkt im All, wo ich stehen kann, und ich will die Erde aus ihren Angeln heben. So sagte Archimedes, als er das Hebelgesetz entdeckt hatte.

Andreas Stirnes heilige Nacht

Weihnachten auf dem Sandgut.

Am Dorf ist viel Geschäftigkeit und großes Heimlichsein. Anecht Ruprecht geht um, kommt in die Häuser und macht die Kinderherzen weit und froh. Nur beim Andreas Stirner auf dem Sandgut weihnachtet es nicht.

Der kleine Richard ist erst oft zu ihr gekommen und hat oft gefragt, ob sie nicht bald gesund würde. Und wenn sie ihn haben wollte, hat er geduldig beim Bett gelesen.

Sie wird Weihnachten nicht überleben. Das weiß der Andreas, obgleich ihn der Arzt zu beschwichtigen versucht. Das wissen auch die Nachbarn, die die Kranke besucht haben.

Wirtschaft. Es scheint, als ob sie doch wieder als Bäuerin schalten zu können hoffte. Aber wenn sie dann wieder brennt und ächzt und irrt...

Der kleine Richard ist erst oft zu ihr gekommen und hat oft gefragt, ob sie nicht bald gesund würde. Und wenn sie ihn haben wollte, hat er geduldig beim Bett gelesen.

Im Dorfe duftet es schön nach Weihnachtsstollen. Das Fest ist nun ganz nah. Am Vorweihnachtstage kommt der Arzt. Er findet den Zustand der Kranken unverändert und sagt draußen zum Bauer, morgen wollte er nicht kommen...

Wie er wieder ans Bett tritt, wendet sich die Frau zu ihm: „Ist nicht heiliger Abend heute?“ Er besah es.

Sie will wieder schlafen. Da eilt er zum Bäder. Dann steht er in der Lade nach und findet ein Bilderbuch und eine kleine Spanngabel mit allerlei Gesäßel. Er legt es sich zurecht.



Der Gabenteller unter dem Weihnachtsbaum. (Scherl-Bilderdienst - M.)

Irgend ein Geräusch bringt ihn zur Besinnung. Ist eine Tür gegangen? Hat eine Kuh heftig mit der Kette gerastelt? Oder hat gar die Frau geklopft?

Es ist schon dunkel. Leise öffnet er die Stubentür. Die Kranke redet. Aber nur langsam und mit schwacher Stimme.

Keinen Christbaum! — du kriegst einen, mein Richard — da brennen die Lichter so hell darauf. Wir hatten immer einen immer. So eine Freude.

Der Andreas hat sich auf den Zehen davorgeschlichen. Draußen unter der Treppe ist die Baumhöhle. Die nimmt er und geht in das Gärtchen. In jeder Ecke steht eine Tanne.

Leise rückt er den Tisch zurecht, stellt den Baum auf, steift Kerzen darauf. Schachtel und Buch legt er darunter.

Die Frau redet nicht mehr. Sie schläft. Ihr Atem ist nicht so rasch und heiß wie an manchen anderen Abenden.

Er geht zu einem Schusse kommt, ost die Haustür. Andreas ist schnell im Flur. Er führt Richard in die Küche.

„Hm, hm —“ macht der Vater langsam. Er überleert. Jetzt soll er's haben jetzt tan ich den Baum nicht mehr hier hereinbringen, geht tu ich's.

„Das Christkind?“ fragt der Knabe schnell. „Nicht so laut, Richard! — Ich will sehen. Bleib hier, bis ich dich rufe!“

„Das Christkind? Das Christkind? Ob es dagewesen ist?“ wiederholt sich der Junge oftmals im Flüsterton.

„Oh!“ entfährt es dem Knaben laut. Durch eine schnelle Geste heißt ihn der Vater den Jubel dämpfen.

Kopf, erschrickt über das grelle Licht und schließt für einen Augenblick die Augen.

Der tanzt vor dem Christbaum und singt immer halblaut: „Das Christkind ist dagewesen. Das ist fein, fein! Ein rotes und ein blaues und ein weißes Licht, und hier ein gelbes.“

Er hat die Schachtel und das Buch entdeckt. Der Vater tritt zur Seite. Nun kann die Mutter den Jungen sehen: wie er lacht und wie er zappelt — und wie sein blondes Haar im Lichte goldig glänzt.

„Mutter, sieh, das hat mir das Christkind gebracht. Die seinen Hühner mit richtigen Federn!“

„Der Junge ist ans Bett getreten. Er stellt das kleine Gesäßel auf dem Schachtelbeil auf.“

„Lach sie brennen, Andreas! Es ist so schön!“ sagt sie und ihre Augen gehen von dem glücklichen Jungen auf den strobenden Baum.

„Wieder springt Richard heran. „Mutter, das ist das feinste Bild! Das ist ein Kamel, das da mit dem buckeligen Rücken.“

Nun ist der Christbaum wieder an der Reihe. Der Knabe ist so freudetrunken und merkt gar nicht, daß der grüne Baum weder Äpfel noch Glasfugeln noch Zuderzeug hat.

Andreas ist mehr bei seinem Weibe als bei dem Jungen. Sie lächelt. Ihre Augen glücken. „Ich will doch auslösen“, sagt er.

„Da wartet er. Aber er ist ungeduldig und beobachtet genau, wo eine Kerze bald heruntergebrannt ist, die löst er eilig aus.“

So erlischt nach und nach der Lichterglanz. Aber der helle Schein in den Augen der Kranken Frau bleibt.

„Andreas“, er hat sich so geäuert!“ sagt sie, wie der Junge mit Spiel und Buch hinüber in die Küche geht.

„Nun ist er ein Stück Christstollen“, sagt er. Er tupft wieder auf ein verflackerndes Licht und folgt dem Knaben.

„So hell wie die Sterne. Die Engel fliegen darüber — vom lieben Gott und wieder zum lieben Gott.“

„Alwine!“ spricht er sie an und faßt ihre Hand; sie ist gar nicht mehr heiß. „Alwine!“

„Aber sie hört nicht den erschrockenen Mann, sie vernimmt anderer Stimmen. Denen gelten ihre geflüsterten, fast nur gehauchten Worte.“

„Der Andreas kniet am Bett. Redet sie noch? Er hört die Worte noch immer.“

„Wie er den Kopf hebt, ist es finster. Auch das letzte Licht ist erloschen.“

„Nun will er das Schwerste tun. Aber das kann er nicht. Das Kind soll heute abend nicht den Tod noch sehen.“

„Dann trat er in den Stall und murmelte: „Die Bäuerin ist gestorben.“

„Alwine!“ sagt er, und es ist ihm jetzt leicht um die Brust. Er hat ihr ein Weihnachten bereitet — und ein schönes Sterben.“

Der Morgen bringt das Schwerste. Er führt den kleinen Richard zu der Toten. Mit dem Kinde weint er.

Das ganze Dorf klagt um die gute Frau, bejammert den kleinen Jungen und den treuen Mann.

Der Andreas Stirner ist schon immer ein ruhiger Mann gewesen. Nachdem er sein Weib begraben hat, hört man kaum noch ein Wort von ihm.

„Das Christkind?“ fragt der Knabe schnell. „Nicht so laut, Richard! — Ich will sehen. Bleib hier, bis ich dich rufe!“

„Das Christkind? Das Christkind? Ob es dagewesen ist?“ wiederholt sich der Junge oftmals im Flüsterton.

„Oh!“ entfährt es dem Knaben laut. Durch eine schnelle Geste heißt ihn der Vater den Jubel dämpfen.

„Das Christkind?“ fragt der Knabe schnell. „Nicht so laut, Richard! — Ich will sehen. Bleib hier, bis ich dich rufe!“

„Das Christkind? Das Christkind? Ob es dagewesen ist?“ wiederholt sich der Junge oftmals im Flüsterton.

„Oh!“ entfährt es dem Knaben laut. Durch eine schnelle Geste heißt ihn der Vater den Jubel dämpfen.

„Das Christkind?“ fragt der Knabe schnell. „Nicht so laut, Richard! — Ich will sehen. Bleib hier, bis ich dich rufe!“

„Das Christkind? Das Christkind? Ob es dagewesen ist?“ wiederholt sich der Junge oftmals im Flüsterton.

„Oh!“ entfährt es dem Knaben laut. Durch eine schnelle Geste heißt ihn der Vater den Jubel dämpfen.

(Nachgehört von R. K.)

Winterlieb

Von Käthe Kamosa. Die Farben sind vergangen Der bunten Sommerzeit. Der Winter ist gekommen Mit seiner Dunkelheit.

Die Wälder sind verschwiegen, Kein Vogel jubelt nun — Es schmiegt sich an die Erde Ein großes weißes Kuh'n.

Es wird wohl wieder Morgen Nach dieser kühlen Ruh' — Doch deßt sie manchen Schläfer Zum letzten Schlummer zu. —

Und trotzdem wird es wieder Ein heller Frühling werden? Es gibt ein Auferstehen Am Himmel und auf Erden.

Der Ruf übers Meer

Erzählung von Franz Adam Beyerlein

Don Pedro sah auf dem platten Dach des Hauses. Die Hacienda San Luis erstreckte sich mit ihren Pflanzungen weit hin auf der ersten Stufe der Sierra. Acht- oder neunhundert Meter tiefer glänzte die unermessliche Fläche des Stillen Ozeans. In ruhigen Nächten hörte man die Brandung unablässig gegen die steile Küste atmen. Heute jedoch war es hier oben nicht ruhig. Dezemberanfang stand im Kalender, und die indianischen Arbeiter der Plantagen feierten den Tag auf ihre lärmende Art.

Don Pedro — in Deutschland hatte er schließlich Peter Möller geheißt — hörte nichts von alledem. Er schaute über sich in die geheimnisvoll schimmernde Himmelskugel hinauf und war wieder einmal mit seinen Gedanken in die Heimat entrückt. Im allgemeinen wehrte er sich gegen solche Ansehungen. Er hatte keinen Grund, sich über sein Schicksal zu beklagen. Er lag nur einfach so, wie er sich gebettet hatte. Deutschland war ihm leid geworden, als er aus dem vierjährigen Krieg heimkehrte. Er floh vor dem Jammer in das Baltikum und kämpfte noch einmal in Oberschlesien. Von da ab stand er in einer kleinen gleichgesinnten Kameradschaft monatelang auf dem Sprunz, den roten Schwindel mit Handgranaten und Maschinengewehren fortzuführen, wie man einst einen feindlichen Graben aufgerollt hatte. Die verschworene Schar entkam nur mit Mühe über die Grenze, ehe sie von der Polizei gefaßt wurde.

Peter Möller landete in Mexiko. Nach harten Entbehrungen und manchem mißglückten Versuch begann er, für die Seinen fast verschollen, bei einer Bremer Kaffeefirma ganz von unten an. Es glückte ihm. Er rückte allmählich auf und verwaltete schließlich San Luis, die größte Farm am Stillen Ozean. Um den Schwantungen des Kaffeemarktes zu entgehen, hatte man Obstbau und die Hebung der Sisalagave in den Betrieb einbezogen. Seitdem war es ein gedeihliches, sicheres Arbeiten. Im Gebiet von einigen Kilometern ritt er sozulagen als Herr übers Land; er war etwas einsam, aber er dünkte sich damit in leidlich guter Gesellschaft. Deutschland hatte er nie wiedergesehen. Neuzug hatte sich mancherlei drüben geändert. Aber die Stimme in seinem Innern rief ihn dorthin nur ganz leise hinüber.

Der Stachel sah ihm allzu fest im Gemüt. Das Mädchen, dessen Gedanken mit ihm durch Krieg und Nachkrieg gegangen war, hatte nicht Stich gehalten. Gewiß, man war im Felde hart und rauh geworden. Aber eben dann hätte sich echte, reine Liebe bewähren müssen. Und ähnlich lagen die Dinge im Elternhaus. Der Vater hatte übergenug zu tun, im allgemeinen Zusammenbruch aufrecht zu bleiben. Die Mutter aber verstand den Sohn ebenso wenig wie jene andere. Es handelte sich freilich fast stets um Kleinigkeiten, die ihn verstimmt und abschreckten, aber die Summe machte den Becher überfließen. In der vornehmsten Villa draußen in Flottbek hätte man am liebsten immer in Grad und Laß sein mögen. Man durfte die Stiefel nicht gegen die polierten Keisten des Christbaums stellen. Es war unerzogen, laut und derb zu reden, geschweige denn einmal nach Herzensbedürfnis zu fluchen. Vor allem aber war es unerhört, daß man seine Pfeife rauchte, wo und wann man Lust hatte. Die Mutter sah steif, ohne sich anzulehnen, in ihrem Stuhl am Fenster. Sie sagte nichts, aber ihre Miene sprach Bände. Was wußte sie auch von der Bedeutung eines Pfeifenstummels! Wollte man draußen das wildeste Gesäthe ringsum zuverlässig vergessen, brauchte man ihn nur einmal gründlich, ja demache sätlich zu reinigen. Es roch nicht lieblich, aber es half. Hier war das unschuldige Ding ein Dorn im Auge, ein ewiger Stein des Anstoßes! Natürlich gab es auch noch Zusammenprall' anderer Art. Hin und wieder brauchte man ein paar Marx, mitunter vielleicht ein bißchen mehr davon, und allemal er stand ein Nordstrafkel darum. Nein, fort aus dieser Enge!

Inzwischen war drüben der Vater gestorben und die einst schöne, stattliche Mutter eine alte Frau geworden. Sie hatte über Bremer Kuffen erfahren, wo ihr Kellner sich aufhielt, und freute sich über sein Vorwärtskommen. Fortan schrieb sie ihm regelmäßig und erhielt ebenso regelmäßig seine Antworten. Sie sah noch immer aufrecht am Fenster der Flottbeker Villa. Einmal hatte sie befallam auf einen Ueberseururlaub angepielt, aber Peter war nicht darauf eingegangen. Er hatte sich gerade damals trotz aller Mißtrauens wieder in eine Weibergeschichte verheddert. Da war denn das Urlaubsthemata unter den Tisch gefallen. —

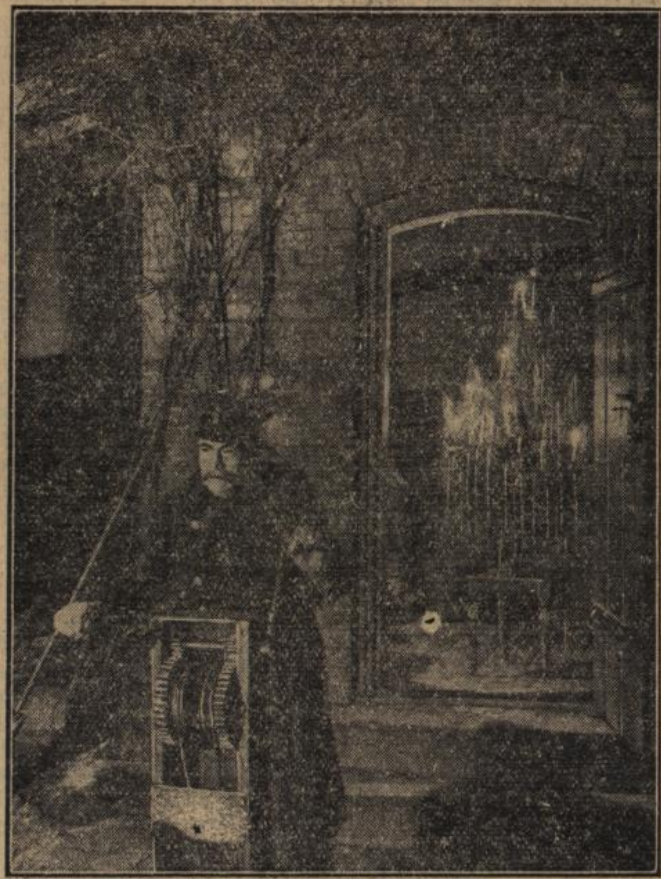
Don Pedro stand auf. Die Indios waren in ihre Baracken gekrochen. Er horchte noch einen Augenblick tief hinunter zu der Brandung. Im Wald wurde ein erstarrter Tiergeschrei laut; eine Schlange mochte sich Beule gegriffen haben. Er krieg die Treppe nach seinen Zimmern hinab. Die jüngste Botschaft der Mutter lag noch auf seinem Schreibtisch. Sie war für den Geburtslag gemeint, den er in drei Tagen haben sollte. Er hatte sie sogleich eifrig studiert. Das kleine Palet aber, dem das Schreib'n beigelegt war, hatte er nach der Gewohnheit seiner Knabenjahre erst am Festtag selbst öffnen wollen. Ursprünglich entschloß er sich anders, zerriß die Schnüre und packte aus. Ein paar Schallpatten lagen zuoberst. Er hatte sie sich schon mehrmals von daheim erbeten. In der schönen Zuversicht, daß er wohl schwerlich enttäuscht werden könne, las er gar nicht erst, was auf der Platte verzeichnet war, sondern legte sie gleich sorgfältig und liebevoll auf. Leise schnurrte die Nadel. Dann aber hob es im Zimmer mit einem Male gewaltig zu tönen und zu dröhnen an. Glockenläute hallten feierlich durch den Raum, wie er sich ihrer erinnerte, wenn sie zu Hause voll

und brausend von den Türmen herab die hohen Feste einläuteten, Weihnachten vor allem. Dann hielten die Menschen in ihrer geschäftigen Hast inne und lauschten den ehren Stimmten, die ihnen Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen verkündeten. „Glocken deutscher Dome und Kirchen“ war auf der Platte gedruckt. Er für sein Teil kannte am besten die Glocken des Hamburger Michels.

Eine weitere Gabe hatte noch unausgepackt. Viel Papier war herumgewidelt, zuletzt kam eine alte, verbrauchte und verjagte Tabakspfeife zum Vorschein. Ja, das war wahrhaftig eine von den seinen, ihm im Grund die liebste. Keine hatte sich so in seine Faust geschmiegt. Er hatte sie wohl zu Hause vergessen. Die Mutter schrieb dazu auf einen Zettel: „Ich dachte manchmal, Du würdest sie hier bei mir wieder in Deine Hände nehmen. Aber Du sollst sie drüben haben. Ich bin nicht mehr dafür, etwas auf die lange Bank zu schieben.“ Peter lachte ein wenig vor sich hin. Er sah das Bild vor Augen, wie die Mutter das befremdlich riechende Ungetüm mit spitzen Fingern anfaßte und mit einem Schauer der Erleichterung, aber auch mit einer — heimlichen Bitte auf die weite Reise entließ.

Juana, die dicke, watschelnde Mexijer, die das Haus in Ordnung zu halten hatte — o Himmel, was würde die Mutter zu dieser „Ordnung“ sagen! —, brachte frisches Wasser für die Nacht. Sie wies auf die Schallplatte und betruzte sie. „War das ein Zauber. Don Pedro?“ fragte sie. — Er nickte ernsthaft und antwortete: „Ja, Juana. Du hast recht.“

Die Arbeit in den Pflanzungen drängte um diese Jahreszeit am stärksten. Trotzdem bewilligte die Firma in Tepic ihrem bewährten Mitarbeiter, der in fünfzehn Jahren bisher nur ein paar Wochen Freizeit für Jagden in der Sierra beansprucht hatte, den erbetenen viermonatigen Europaurlaub. Don Pedro warf sich auf die Flug- und Fahrpläne. Ja! Es ließ sich schaffen! Flugzeug von Mexiko-City bis Neuport, hierauf zu Schiff! Zwei Tage oder bei Schlechtwetter auch nur einen vor Weihnachten war er daheim in Deutschland!



Weihnachten im Dienst.

Viele können den Weihnachtsabend nicht zuhause erleben, die Pflicht ruft sie auch in der schönsten Nacht des Jahres an ihren Posten. Aber, wo es möglich ist, da will man den Weihnachtsbaum nicht missen. Auch der Schrankenwärter hier hat sein Bäumchen geschmückt. (Scherl-Bilderdienst — M.)

Heimkehr

Eine Weihnachtsgeschichte von E. Trost

Dem Fischerweber Franz wurde zuerst das Dorf zu eng und die Bauernarbeit zu schwer. Er zog in die Fremde, Fabrikarbeit trug mehr ein. Schon ein halbes Jahr später kam er zum Sonntagsbesuch mit einem eigenen, blitzblanken Motorrad ins Dorf, schön angezogen und Zigaretten rauchend. Neidisch betrachteten ihn die Kameraden und hörten gierig auf sein Erzählen von der schönen Stadt.

Bald wanderten der Müller-Hans, der Stabler-Karl, der Engelbrecht-Matthias und andere in die Stadt, wo man am Tage nie mehr als acht Stunden schliefte und dafür am Samstag eine wohlgeüllte Lohnkarte in Empfang nahm. Wo man jede Ueberstunde eigens bezahlt bekam, wo es täglich Tanz und Kino und so viele hübsche, flotte Mädchen gab, viel netter und lustiger als die schwerfälligen Bauerntrampeln im Dorf.

Die alten Bauern schüttelten die Köpfe. Im Grunde aber war nicht viel verloren, als die Burtschen der Bauernarbeit den Rücken kehrten. Sie kammten alle von größeren Höfen, wo es in jedem sechs oder acht Kinder und daher immer noch genug Hände zur Arbeit gab. Schließlich konnte überall nur ein einziger den Hof bekommen. Die anderen mußten sich ihr Leben ohnehin selber aufbauen.

Schlamm wurde es nur für die Hagenrainer-Kath, als ihren blonden Peter die Wanderlust packte. Es war ihr einziges Kind u. der alleinige Erbe des kleinen Bauerngütlis. Der alte Hagenrainer lag schon lange auf dem Kirchhof. Man mußte hart ringen um sich auf dem kleinen Anwesen durchzuschlagen. Alle Hagenrainer wurden vom vielen Arbeiten früh alt, grau und trumm. Auch ihre Frauen gingen gebüet und bekamen schon in jungen Jahren lange, verzorgte Gesichter. Der Kath ging's nicht besser. In langen, schweren Arbeitsjahren hatte sie die stille Hoffnung gehegt: wenn der Peter erst groß ist, wird's uns besser gehen! Doch der Peter wollte von den Sorgen, die Mutter und Vater, Großmutter und Großvater zeitweilig bedrückt hatten, nichts wissen. Barum spar'n und schaffen für ein farres Leben, das nur Entbehrungen brachte? So ließ der Peter das Hagenrainer-Gütl im Stich.

Jadrelana hörte die alte Hagenrainerin nichts von ihrem

Buben. Sie wußte überhaupt nicht, ob er noch lebte. Ganz allein schaffte sie auf ihrem Anwesen. Ein halbwüchsiger Bursch war ihre ganze Hilfe. Nur im Frühling und Herbst stellte sie Tagelöhner ein. Die Dorfsteute schüttelten die Köpfe über die alte Hagenrainerin.

„Kath, warum schindst di denn a so? Für wen nacha? De Peter kommt ja do nie mehr hoam!“

„Wann ma fest arbat, tragt se 's Alleinsein leichter“, meinte die Alte. Sie rückte an ihrem Kopftuch: „Und 's muß irgenwie aufwärts gehn mit'm Höll!“

„Dös nußt iagt do nix mehr! Da Peter kimmt eb nimmer!“

In allen Tonarten bekam es die Kath zu hören. Sie kümmerte sich nicht darum, sie werkte und sparte. Sie wurde im Laufe der Jahre immer grauer und gebüet. Aber sie kam allmählich aus den Schulden heraus. Und endlich lag sogar ein ansehnliches Häußlein von Silberstücken und Scheinen im Geheimfach ihres Wandkastens.

In einem Spätherbsttage brachte der Briefträger der alten Hagenrainerin einen Brief vom Peter! Er schrieb aus einer fernen Großstadt, wo er bei einer großen Firma als Chauffeur einen Lieferkraftwagen fuhr. Es sei ihm oft recht schlecht gegangen, berichtete der Peter. Doch jetzt verdiene er ganz gut. Heimkommen wolle er nicht. Aber er müsse oft an daheim denken, und wüßte gerne, wie es der Mutter gehe und wie es zu Hause ausschäue —

Die Kath erzählte keinem Menschen im Dorf von diesem Brief. Doch abends, nach der Stallarbeit, sah sie noch Stundenlang am Wohnkubentisch und malte Seite um Seite mit ungelenten Buchstaben voll. Es wurde ein sehr langes Schreiben an Peter.

Der Peter kam spät nachts nach Hause und stolperte müde die Hinterhaustreppe zu der Wohnung hinauf, in der er eine enge Kammer bewohnte. Er hatte mit Lizzi, der blondblonden, seidenbekrumpften Verkäuferin aus dem Wollwarengeschäft ein Kaffeehaus besucht. Früher war er auf solche Mädchenbekanntschaften stolz gewesen. Heute fand er, es sei schade um das Geld, das solche Abende kosteten. Drogen im Zimmer lag ein Brief auf dem Tisch. Dem Peter verging alle Müdigkeit, als er den ausführlichen Bericht der Mutter las. Sie schrieb, daß es jetzt recht gut gehe mit dem Hagenrainergütl. Die leidige zweite Hypothek sei weggezahlt und manches neu errichtet worden. Im Stall stünden jetzt sechs Kühe, denn es seien zwei Aeder und eine gute Meze, die man billig bekommen hätte, zum Hof angekauft. Auf Weihnachten werde das Schwein geschlachtet. Ob der Peter nicht über die Feiertage einmal heimkommen wolle, um selber zu sehen, wie es stehe?

Am Abend des 23. Dezember bekam der Peter dienstfrei. Er fuhr die Nacht durch und stand am Morgen des 24. vor dem Hagenrainer-Haus, das traulich unter den dicken Schneepolstern auf Dach und Giebeln hervorlugte. Vor der Schwelle lagen als Fußabtreter duffende Tannenweige. Und dann kam die alte, graue Mutter aus der Haustür.

Bauernleute machen wenige Worte. Die Hagenrainer-Kath begrüßte ihren Buben, als ob er acht Tage und nicht acht Jahre fortgewesen wäre. Auch der Peter sagte nicht viel. Aber es wurde ihm doch etwas seltsam ums Herz, als er dann nach so lange Zeit wieder in der niederen, molligwarmen Stube auf der Ofenbank saß. Die Stube war zu Ehren der Festtage bißblant gepußt. Hinter dem alterbraunen Kreuz im Hergottswinkel steckte ein grüner Fichtenbusch, und auf dem Tisch lag die rotgestickte Dedo aus grobem, weißem Bauernleinen, die noch von der Aussteuer der Kath stammte und nur an Feiertagen aus der Truhe kam. Mittags setzte die Hagenrainerin ihrem Peter das herkömmliche Fastenessen vor, Hefeknödel und Dörzweibgen. Nachmittags schmückte sie einen winzigen Tannenbaum mit Badwerk und bunten Kerzen. Da klopfte es dumpf an die Haustür. Laute Burtschenstimmen sangen:

„Mir hab'n gehört, ihr habts g'schlacht', Habt recht große Würst aa g'macht! Wir bitt'n den Herrn und sei Frau Gebt's uns aa von eurer Sau!“

Es waren die „Burtschjäger“, die sich alljährlich einstellten, um bei den Bauern ihren Anteil an der frischgeschlachteten Weihnachtsau zu fordern. Sie klapperten laut mit ihren Blechhaken und die Kath trug ihnen gleich eine mächtige, speckige Blutwurst hinaus.

Nachdem in Haus und Stall alles geordnet war, sah die Kath am Stubentisch vor ihrem großen Gebetbuch. Doch sie las nicht darin. Sie hielt die Hände im Schoß gefaltet und erzählte ihrem Peter in kurzen, trockenen Worten von den letzten Jahren. Vom Dachboden, von den neuen Aedern, von den Kühen, von Dorfereignissen. Der Peter hörte still zu. Draußen lag die heilige Nacht über dem im Schnee versunkenen Bauernland. Gegen 11 Uhr entzündete der Peter die Stallaterne, die immer noch an ihrem alten Platz im Hausgang hing, und stapfte mit der Mutter ins Dorf zur Christmette. Auf allen Bergwegen, von allen Höfen her flimmerten Lichtchen durch die dunkelste Nacht. Alle strebten der kleinen Kirche am Dorfplatz zu, deren hell erleuchtete hohe Fenster wie riesige Weihnachtslichter in die Dunkelheit hinausstrahlten. In langem, gleichmäßigem Wiegen sang die große Glocke vom Turm. Am Kreuzweg zum Weiler Buchberg funkelte ein Lichtchen heran. Schritte tritschten auf dem Schnee. Die Kieger-Kannnd kam daher und gestellte sich zur alten Hagenrainerin. Das junge Gesicht des Mädels lachte vergnügt und frisch aus dem wollehen Umhangtuch. Auch der Peter bekam ein paar Scherzworte zu hören, er hatte als Schulbus mit der Kannnd auf dem gemeinsamen Schulweg manchen Streich ausgehört.

In der Kirche kniete die Kieger-Kannnd dicht vor dem Hagenrainer-Peter. Sie hatte das Kopftuch abgestreift. Ihre dicken braunen Zöpfe schimmerten tupfern im Licht der zahllosen Kerzen, die vor den Bläsen der Kirchgänger brannten, und der Peter dachte flüchtig, solche Zöpfe seien weit schöner als der gelbliche, gelockte Bubikopf der Lizzi in der Stadt. Nach der Christmette ging die Kannnd bis zur Wegkreuzung mit. Der Peter schaute ihrem flimmernden Lichtlein lange nach.

Im Hagenrainerhof glimmte der dicke MettenKoch im Hof und die Wurstsuppe im Kessel dampfte. Die Kath löchte die Würste für den nächtlichen Christmahaus und bereitete Kaffee aus Bohnen. Der Peter hockte am Herdbrand, wie er es schon als Bub gern getan hatte und sah nachdenklich in das Feuer. Blöhlisch sagte er:

„Du Mutter — was moanst, wann i mir aufs Frühjahr an alten Lastwagen auf Abzahlung kauf'n tät? Es gäb doch viel Fuhr'n z'machen in unferer Gegend. Damit könnt i leicht dös verdienen, was ma noch braucht. Für'n Hof und später ebbes — für a Frau — — Und i wär halt do wieder dahoam!“

„Wann's di net wieder fortzieht —“ meinte die Kath. „Naa, Muattia, jetzt nimmer! Schad um die Jahr, die i jurt g'wesen bin —“

Heimische Erde

Erzählung von Eilhard Erich Pauls.

Seit der Krautnerhans seinen Brief an den alten Kriegs- kameraden in Waldenburg, den deutschen Landwehrmann, der ihnen in ihr halb tschechisches und halb böhmisches Regi- ment gesteckt worden war, geschrieben hatte, ging er nicht mehr mit dem gequälten Gesicht einher, das sie hier alle zur Schau trugen. Nein, er freute sich nun wie ein Schulbabe auf Weihnachten.

Der Krautner Hans war Bauer in Ober-Adersbach und hatte ein schönes Gütlein mit fetten Wiesen im Tal des Adersbaches. Die Ernte war gut, mittelgut gewesen, und die Kühe gaben reichlich Milch, daß er deshalb kein gequältes Gesicht zeigen mußte. Aber Ober-Adersbach lag an der schlesischen Grenze, und das Dorf hieß amtlich Horn-Adersbach, und das größere Dorf, das die Schule besaß und das sie tin stülten immer noch Merkelsdorf hießen, mußten sie laut Merklowice nennen. Sonst meldete sie der Fabrice, der Gen- darm, beim Kreisamt. Nun ja, der Fabrice hatte sich auch vor dem Kriege Faber geschrieben, und seine Vorfahren hatten in Deutschland einmal Schmied geheißen. Aber das war nun vorbei.

Nun hatte der Krautnerhans seinen Brief geschrieben, mit einiger Mühe und mit einem pfliffigen Schmunzeln, daß die Marie, seine Marusjka, schon beim Schreiben neugierig geworden war. Was er denn schreibe und an wen er denn einen so schönen Brief zu schreiben hätte? „Oh, an einen neuen Schatz, den ich drüben in Deutschland habe“, war die listige Antwort gewesen. Aber die Marie hatte die Arme in die Seiten gestemmt, sich geredet, daß alle ihre Schönheit und das Schönste, ihre und seine Hoffnung, deutlich wurde, und sich ein wenig in den Hüften gewiegt, so als ob sie gleich jeden Tag mit ihm wasen wollte. „O dein Schatz“, hatte sie geantwortet, „der steht hier und ist ganz häßlich geworden.“ Da hatte er natürlich erst einmal die Feder hinlegen müssen und seine Frau in die Arme genommen: „Du! Vier Jahre verheiratet, aber nun ist es soweit!“ — „Aber sag, an wen du schreibst.“ — „Oh — Weihnachten!“ Und der Mann hatte nun seine beiden Hände auf das Schreiben gelegt.

Seit der Brief fort war, ging er wie ein Schulbabe vor Weihnachten umher, der seine Raubjägerarbeit für Mutter fertig hatte und doch wußte, daß er selber etwas viel Schö- neres geschenkt erhalten sollte. Ob es ein Junge würde oder ein Mädchen, ganz einerlei, aber am liebsten freilich gleich ein Junge.

Sonst — wenn es das erste Mal ein Mädchen werden sollte, nun war das auch gleich vier Jahre hatten sie warten müssen. Nun der Bann gebrochen, sollten auch nach dem ersten Mädchen die Jungen schon kommen. Etwas anderes war die Hauptsache, nun ganz anders noch die Hauptsache geworden, seit die Deutschen diesen bösen Krieg verloren hatten. Deutsch mußte der Junge und deutsch mußte das Mädchen sein, so ganz von Grund aus deutsch. Dafür war nun gesorgt. Der Lorenz Weißbacher, der mußte dafür sorgen. Wenn einer so von der deutschen Erde her deutsch geboren war, dann mußte er nachher auch seinen Mann, seinen deutschen Mann sehen, auch wenn es ein Mädchen wurde. Der Lorenz Weißbacher sorgte nun dafür, nachdem er jenen Brief gelesen hatte. Der war Tischler in Waldenburg jenseits des Gebirgsstammes, in dem deutschen Lande Schlesien. Damals stand er eingereist in die österreichische Karpaten- front als ein reichsdeutscher Landwehrmann. Anfangs miß- trauten sie ihm. Nachher war das der gute Kamerad gewor- den, in Glück und Unglück.

Nun zeigte der Krautner Hans nicht das zerquälte Ge- sicht, das sie alle in Ober-Adersbach mit sich herumtrugen wie eine qualvolle Frage an den guten, gnadenreichen Gott, der zu Weihnachten im Stall in der Krippe gesungen hatte, daß allen Menschen die Freude würde. Nur der deutsche Mensch unter den Tschechen blieb davon ausgeschlossen. Nein, nun wollte der Krautner Hans nicht mehr verzagen. Es war dafür gesorgt. So wie bei ihm und der Marusjka, wie auf dem Krautnerhof, so sollte überall dafür gesorgt werden, daß deutsche Kinder deutsch geboren würden. Was hatte es für Not! Der Krautner Hans ging in seiner Weihnachtsje- ligkeit einher. Er bekam es fertig, selbst dem Fabrice, dem Gendarmen, fröhlich zu begegnen, daß der schon mißtraulich, weil er solche Fröhlichkeit für reinen Hohn nahm, auf die Gelegenheit lauerte, ob er dem frechen Deutschen nicht noch vor dem Fest eines aufhaken könnte.

Die Gelegenheit bekam er aber erst am 24. Dezember. Da trat der Fabrice auf den Krautnerhof mit einem amtlich verpackten Schreiben. Aber als der Bauer es erbrochen und gelesen hatte, lächelte er nur und gab dem Gendarmen ein Glas Kartoffelschnaps so voll geschenkt, daß der es nur her-



Der Weihnachtsbaum an der „Alten Liebe“ grüßt den heimkehrenden Seemann.

In der Elb-Mündung hat die Stadt Cuxhaven einen besonde- ren Weihnachtsgruß für die heimkehrenden Seeleute errichtet, nämlich einen mächtigen Weihnachtsbaum, der an der „Alten Liebe“ steht. (Atlantic-M.)

Wald-Weihnacht

Verhasste Straße, verischneiter Wald, Blauer Frost, in die Nacht verhallt.

Süß duftet die Tanne und duftet schwer: Gloden tragen die Weihnacht her.

Ein James Forsthaus, traulich versteckt; Darbendem Bild ist der Tisch gedeckt.

Hinter dem Fenster in stiller Schau, Ihr Kind an der Brust, des Försters Frau.

Er stapft in die Stube, beglückter Mann: Maria, wir zünden die Kerzen an!

Max Bittlich.

untertippen konnte, obwohl sein Verdacht gewachsen war, und daß er noch Danteschön sagen mußte, auf tschechisch na- türlich.

Ja, sie wurden beide aufs Haupt- und Kontroll-Zollamt nach Bernerode befohlen, der Hans und die Marie. Die Krautnersleute sagten Deutsch-Bernerode dazu. Die Ma- rie bekam es schon mit der Angst. Aber der Hans lächelte, als er den Fuchs einschirrte. „Weihnachten!“ sagte er, und „du, was wünschst du dir eigentlich?“ Nun kramte sie ja aus, aber da fuhren sie schon. Ein schönes Tuch und eine neumodische Maschine zum Wurststopfen, ja, und eine neue deutsche Bi- bel, so eine, die man in die Tasche stecken könnte, wenn sie die alte Bibel wegnehen wollten, wie sie das schon getan hatten. „Weiter nichts?“ fragte der Hans. Da fuhren sie das Tal des Adersbaches hinauf.

Der Fuchs ging einen flotten Schritt, und der Schlitten glitt leicht. Ja, Wollstoff für ein neues Kleid und viele Me- ter schleifigen Velins, es gäbe nun genug zu schneidern, sagte Marie. „Weiter nichts?“ drängte der Hans. Da waren sie in das Tal der Mettau eingebogen, und nun ging es auf guter Straße bergab. Der Fuchs griff mächtig aus. Nun läu- teten die Gloden und die Schellen, die der Fuchs an seinem Geschirr trug. „Eine Wiege“, antwortete die Marie und gab dem Hans einen Schlag auf beide Hände. — „Sollst du haben“, sagte der Hans. Da hielten sie vor dem Hauptzoll- amt.

Sie wurden gleich von zwei Gendarmen in Empfang ge- nommen. Mit ausgepflanzten Seitengewehren nahmen die sie bedrohlich in die Mitte. Ohne seine Weihnachtsvorfreude wäre der Hans böse geworden, und die Marie erschrak. Im Lageraum wurden sie vor eine Wiege gestellt. „Dein Weih- nachten“, sagte der Hans. Aber er wurde angebrüllt, daß er zu schweigen hätte. Da kamen der Marie die Tränen. Die Wiege hätte einen doppelten Boden, schnauzten die Beam- ten. Das wäre durch Anschläge festgestellt. Was darin ver- borgene wäre? „Gar nichts, nichts Verborgenes“, antwortete Hans. Nun, das wußte man. Da könnte geschmuggelt wer- den, Kaffee, Arznei, Tuch, Velins aus Schlesien. Die Marie machte ängstliche Augen. Wenn es so wäre, hätten sie ihre Straße zu zahlen. Aber aus Deutschland kämen ganz andere Dinge. Verbotene Zeitungen, Besche der Partei usw. Na ja, dann könnten sie mit ihrem eigenen Schlitten ins Juch- haus fahren. Staatsvertäter, das seien sie alle, Paß.

„Oh!“ begehrte der Hans. — Aber er wurde angebrüllt: „Aufmachen!“ Und ein Hammer, eine Range lag da. „Sel- ber aufmachen!“ Die Beamten verzogen sich in einige Entfer- nung. Aus Deutschland konnten auch Bomben kommen, Höl- lenmaschinen, die konnten nun losgehen. Darum sollte der Bauer selber öffnen. Der besah sich die Wiege, lächelte, be- klopfte sie, drehte sie um. Von unten konnte er dem doppel- ten Boden befehlen. Er schlug ein Brett los. Da war der doppelte Boden mit Erde gefüllt, mit deutscher Erde.

„Bulver?“ fragten die Beamten aus ihrer Entfernung. Nein, bloß Erde sei es, deutsche Erde.

„Warum? Wozu das?“ fragten die Beamten. Oh, das sei so ein Glaube. Dann geriet das deutsche Kind, wie es gera- ten sollte. Sie könnten es der Frau ja ansehen. Ein Weih- nachtsgehen! Dann bliebe das deutsche Kind frei von der Pest, die es sonst hierzulande befallen könnte.

Aber der Bauer wurde angebrüllt, er sollte das Maul halten, wieder schließen, aufladen. Sie sollten sich paden.

Das taten sie und fuhren heim. „Unser Junge, Marie!“ lächelte der Bauer. Da waren sie schon auf der Straße, und der Fuchs wühlte, daß es nach Hause ging. „Er soll nun ein deutscher Junge werden, auf deutscher Erde geboren“, sagte der Bauer, „auch wenn es ein Mädchen wird.“ Da gab ihm die Marie einen Weihnachtskuß. Aber den hat keiner gesel- hen.

Stern im Nebel

Weihnachtliche Skizze

Von Karl Kurt Ziegler

Das Christfest 1917 war nicht fröhlich. Der Nebel, der über Flanderns Fluren dahinjählich, hüllte nicht nur die zerhöhenen Pörfen und Städte, die Gräben und Schlünde, die letzten Wälder und Hügel in sein Schattentkleid, sondern legte sich auch auf die Seelen der Menschen, daß sie müde und einsilbig wurden und vergaßen, daß über dem Nebel die Sterne leuchten.

Auf einer kleinen Anhöhe hielten vier deutsche Reiter, die aus dem Talgrund rechts des Waldes herausgeritten waren. „Verdammt Mist!“ wetterte Feldwebel Preller, als auch von diesem letzten Zufluchtsort keine Sicht war. Den ganzen Tag über war er schon mit sich, der Welt, dem Krieg und allen Dingen im Sein zerfallen, daß er nur noch im Fluch Erleichterung fand.

„Abstehen! Bause!“ sagte der junge Leutnant Koeper und sprang aus dem Sattel, gab die Zügel dem Gefreiten Lind- ner und lehnte sich an den Baumstamm der zerhöhenen Rieser auf der Höhe. Soweit das Auge schaute, bleiches Gewoge der Nebelschwaden, die und trüge. . . in der Ferne der ewige Donner der Geschütze — bald näher, bald weiter.

Preller setzte sich zu Füßen des Leutnants ins versenkte Gras des Hügels. „Fröhliche Weihnachten, Herr Leu- tant!“ meinte er bitter. „Mein Gott, wie ich mich auf dies- es Fest gefreut habe! Ich kann's gar keinem Menschen sagen. Da ist man nun fast ein Jahr nach dem letzten Ur- laub hier, macht jedes Gefecht, jeden Dienst, alles mit, um ein Anrecht auf Weihnachtsurlaub zu haben, freut sich wie ein Kind auf seinen Christbaum zu Hause, auf seine Alte und auf die Kleinen — und dann heißt's plötzlich:

Sonderauftrag für Leutnant Koeper, Preller, Kimm und Lindner! Hurra! Hinaus in den Heiligen Abend! Freuet euch, freuet euch!“

„Nicht so mürrisch sein, Preller! Wie uns geht's tausend anderen. Das ist nun einmal der Krieg — und das Leben! Wenn wir erst am Ziel sind, gibt's doppelten Urlaub, das kann ich Ihnen versprechen“, versuchte der junge Mensch den Aelteren zu trösten.

„Wenn, Herr Leutnant — wenn . . .“ murzte Preller.

„Jetzt läuten sie in unseren Tälern den Heiligen Abend ein . . .“, mischte sich Kimm, der Wachmeister, der seit 1914 den Krieg mitmachte, ein. „Mein Gott, das kann verflucht an die Kierzen gehen, wenn man in diesem Schlammgefäß sitzt und an zu Hause denkt. Jetzt sind unsere Frauen und Kinder in der Kirche und beten für uns, an sich denken sie jetzt gar nimmer, nur an uns . . . Dann geht's vom Got- tesdienst zum Friedhof an die Gräber der Toten und dann nach Hause, wo der Baum angebrannt wird und die Wa- dentskrone, wo die alten Pöder ertlingen und die Brat- äpfel im Ofen schmoren . . .“

„Mensch, hör auf! Was soll uns die Träumerei hier nützen! Einen Stern sehen, ja, einen einzigen, winzigen Stern, und wir wissen die Richtung. Aber so . . .“

„Reiten wir los! Irgendwo müssen wir schon ankommen! Nur nicht länger hier in dieser Nacht sitzen!“ murzte Kimm.

„Idiot! Sollen wir uns beim Feind als Weihnachtsgäste einladen? Die legen uns schon unterm Christbaum — das kann ich dir flüßern! Auf einmal hast du es eilig! Hättest die Sache mit dem Kompaß nicht vermaßelt, läßen wir nicht hier.“

„Schluß jetzt!“ mahnte der Leutnant. Lange war wieder Schweigen um die vier Männer auf dem Hügel. Festiger polterten die Geschütze. Näher kamen die Geschosse. Eines verirrte sich gar wenige hundert Meter von ihnen und zer- platze mit lautem Knall. Die Vier blieben stumm, nicht einmal mit den Augenlidern juden sie vor der nahen Hand des Todes — so stumpf, so müde waren sie.

Der Gefreite Lindner war es, der wieder das Wort fand. „Dunnerschlag!“ platzte er heraus. „Das könnte ja jetzt . . .“

„Was stotterst du denn da zusammen?“ fragte Kimm fast wütend.

„Zu Ostern war ich doch das letzte Mal zu Hause — viel- leicht — das war doch nun fast Zeit — ein Christkindchen — ver . . .“ Er wollte weiterreden, doch der Wachmeister gab ihm ein Zeichen zum Schweigen. Der Leutnant hatte sich aufgerichtet, starrte in den Nebel, ganz klein waren seine Augen geworden. „Dort — dort ist ein Stern!“ sagte er bestimmt. Die anderen drei schauten in die Richtung, in die der ausgefretete Finger wies, bläßen sich verjähnd- nisslos an und schüttelten den Kopf. „Dort ist ein Stern!“ wiederholte Koeper dringlicher. „Und dorthin reiten wir! Auf! Los!!!“

„Aber Herr Leutnant! Wird eine Leuchtfugel gewesen sein. Wir können doch nicht blind in den Tod laufen!“

„Dorthin reiten wir!“ bestimmte der junge Soldat und schwang sich auf sein Pferd.

„St das ein Befehl, Leutnant Koeper?“ fragte der Feld- webel mahnd.

„Sa!!!“ Rang es hart.

Preller biß sich auf die Lippen. „Auf!“ stieß er ent- schlossen hervor. Die anderen verstanden ihn. Jetzt ging es um Sein oder Verderben. Aber es war ihnen gleich. Ob heute oder morgen, irgendwann ging es doch an den großen Abschied. Also los!

Und sie ritten durch die Nacht, durch den Nebel, einer dicht am anderen, vorweg der junge Leutnant, der erst wenige Monate im Feld und der noch Sterne sehen konnte — im Nebel. Starr lag sein Auge in der Ferne — irgend- wo hinter den Schleiern — irgendwo. Schweigend folgten die Drei in das Toben der Geschütze.

Gräben tauchten auf — jetzt fiel die Entscheidung — deutsche Stellungen! Sie fanden zu den Kameraden, die bei den Kerzen in den Unterständen lagen und Weihnachts- lieder nach den Weisen der Mundharmonika summten. Leutnant Koeper mit seinen Getreuen hatte seinen Auftrag erfüllt. Doppelter Heimaturlaub!

An diesem Morgen, an dem sie zu viert von der Front für kurze Zeit Abschied nahmen, fragte Preller den Leu- tant: „Nehmen Sie mit meine Frage nicht übel, Herr Leu- tant. Haben Sie nun wirklich in dem Nebel einen Stern gesehen — an unserem Weihnachts-Heiligabend?“

Koeper legte die Hand auf des Kameraden Schulter und sagte nachdenklich: „Man muß die Sterne nicht immer sehen, Freund, man muß an sie glauben!“



Der Weihnachtsmann hat ein Schaafspferd gebracht.

Weltbild (M.)



Goldaten - Kameraden

Durlacher Tageblatt - Fünztaler Bote

Ein Durlacher erzählt vom Sturm auf Langemarck

Das Heldenlied der deutschen Jugend

Der Frontsoldat ist bescheiden, er erzählt nicht oft von seinen Taten, die ja nichts anderes waren, als treue Pflichterfüllung auf dem Posten, an den ihn das Vaterland zur Verteidigung der Heimat gerufen hat. Um mein Versprechen meinen Regimentkameraden gegenüber zu halten, seien die folgenden Zeilen geschrieben.

Die 52. R.-D. nimmt Paschendaale, so heißt es in der Ausgabe Nr. 244, Erinnerungen an die Kämpfe um Ypern im Oktober 1914.

52. und 51. Res.-Division, das waren die beiden Divisionen, die das 28. Res.-Armeekorps (grüne Korps) bildeten. Die 51. R.-D. umfaßte die Regimenter Nr. 233/36 und die 52. R.-D. das Rheinische Regiment Nr. 237 und die Badischen Regimenter Nr. 238, 239 und 240; ferner 2 Feldartillerie-Regimenter 51 und 52, in der Mehrzahl auch Bedener.

Unsere Durlacher Leser dürfte besonders interessieren, wie seine 238er bluteten. — Der 19. Oktober 1914 war der sechste Marschtag, seit der Ausladung des Regiments in Belgien. Befehlsgemäß sollte das Regiment in Audenarde ausgeladen werden, doch erreichte die Bahn diese Station nicht, da der Zug auf der Fahrt vor dem Ziel in der Nacht von Frontkämpfern beschossen wurde. Der Ort Grammont war daher die unvorhergesehene Ausladestation. Kurz kam der Befehl: „Alles aussteigen! Leben und sichern!“

Golden ging die Sonne auf und im frischen Morgentau marschierte das Regiment fiegend in die flandrischen Ähren. Argwöhnisch und mißtrauisch standen die Belgier vor den Häusern, ihre Sportmützen tief überm Kopf gezogen. Für uns junge Soldaten ein sonderbarer Anblick. Trotz aller Begeisterung pochte doch ein leises Gefühl: In Feindesland dem Feind entgegen, umso mehr als auf dem Marsche bekannt wurde, daß die Annahme, das Regiment komme zur Besatzung in die gefallene Festung Antwerpen, Illusion war.

Das Regiment war also nach kaum zwölfwöchiger Ausbildung schon zum Kampf gerufen. Niemand wollte es glauben, daß es mit dem vollgepackten Rucksack, der allerdings unterwegs immer leichter gemacht wurde, gegen den Feind ging. Tornister erhielt das Regiment erst nach den ersten Kampfhandlungen. So mancher Belgier dürfte bei sich gedacht haben: Mit diesen blutigen Kerls werden doch unsere Verbündeten vorne fertig werden?

Durch Dörfer und Städte auf den typischen Chaussees mit hohen Pappeln gings weiter und weiter in der flandrischen Ebene. Nach dem dritten Marschtag kam ein Ruhetag. Die letzten Grüße, meistens auf Karten mit der eigenen Photographie als Rekrut, gingen zur Heimat, auf vielen stand das letzte „Lebewohl“.

Beim Appell wurden wir gewahrt, daß es jetzt ernster und ernster wird. Die Kriegsartikel wurden noch einmal verlesen und mit strenger Miene schritt der Kompaniespieß vor jeden Rucksack und befahl sein Stedenpfeil: „Daß mir ja keiner seine eiserne Portion anbriecht — verstanden!“

„Jawohl Herr Feldwebel!“

In der Feldküche gabs zur Feier des Tages das Lieblingsgericht: Belgischen Goulasch. Die Stiefel wurden nochmal ordentlich eingeseifet und dann der Rucksack von allem Entbehrlichen befreit. Schade um manches schöne Hemd und Soden, die man später hätte so nötig gebrauchen können, in Dreck und Schlamm Kleider- und Schuhbürsten wurden schon beim Halt auf dem Marsche versenkt. Frühzeitig gings aufs Strohlager, denn in der Morgenfrühe war der Vormarsch weiter befohlen. Kaum graute der Tag, da erschallen die Rufe der Wachhabenden: Aufstehen! Wieder marschiert das Regiment im alten Schritt und Tritt, aber schon geht es nicht mehr so leicht. Die ungewohnten neuen Stiefel fingen an zu drücken, es gab Blasen an den Fersen, besonders bei denen, die überhaupt zum erstenmal in ihrem Leben Kommissstiefel trugen. Der Tagesmarsch war beendet, der Abend brach herein und mit ihm der Tagesbefehl: Das Regiment an der Spitze der Division in erhöhter Alarmbereitschaft! Einmütig war alles beherzigt, von dem Gedanken: Jetzt gehts los! — Das ruhige Schlafen war vorbei. An ein Ausziehen der Stiefel war vorerst nicht mehr zu denken. Man war froh, daß man wenigstens noch abschmalzen durfte. Ohne Störung ging die Nacht vorüber, ein nebliger Morgen krieg heraus, es war der 19. Oktober 1914. Schon sehen wir Zivilbevölkerung mit ihrer Habe auf Handwagen zurückwandern. Alles fibrierte, das Herz schlug lauter, wir sind nahe vor dem Feind. Sind es Belgier, Franzosen, oder Engländer, oder gar Schwarze? Noch keiner wußte es. Das Regiment entwickelt sich am Vormittag des 19. Oktober, der Tag der Feuertaufe war da. Bei Ypern stand das 1238. Der erste feindliche Flieger; ohne Kommando schoß jeder, stehend, freihändig, in die Luft gegen den ersten Feind, doch Bisher wieviel hundert hat niemand verraten? Zum Staunen aller, er entkam ohne abzuschützen, wie es der stille Wunsch eines jeden war. — Es war um die Mittagsstunde, die Sonne brach sich durch die Nebelwand Bahn, das Bataillon wurde nochmals abgeseifet. Da beim Essen, was ist das? Hoch am Himmel weiße Wölkchen, ein Knall und die ersten Schrapnellkugeln prasseln nieder. Immer dichter flogen die Schrapnells, ein Glid, daß es keine Granaten waren. Schneller als sonst war jeder satt.

„Die Feldküchen zurück, die Truppen auswärmen“, lautete das Kommando und nun ging es in Schützenlinien, wie auf dem Übungsplatz querfeldein durch seltene Rübenfelder. Vor uns einzelne Gebühte und im Hintergrund eine Ortschaft. Rechts und links schlugen die Gewehrkugeln ein. Anaußerblich Beng, Beng, im Rübenfeld mit fast meterhohem schwarzen Rübenkraut, das beim Zurückschauen zerlegt und zerstampft am Boden lag. Der erste Schreden war überwunden und zielischer ging es immer noch aufrecht, ohne Deckung weiter vor. Da — der erste Tote, ein Belgier in seinem Blute. Die großen Flügel dreht sich auf jeder Anhöhe in Fländern stehenden Windmühlen drehen sich, was dies zu bedeuten hatte, wurde erst Tage später herausgebracht. Es war ein Zeichen der Zivilbevölkerung an seine fechtenden Truppen, daß wir im Vorgehen waren, wenn die Windmühlen laufen und daß wir still stehen, wenn die Mühlen auch still sind. Also Feinde vorn und im Rücken. Die belgischen Frontkämpfer bilden ja ein Kapitel für sich. Ihr feindlicher Kugelregen ging es unerschrocken vorwärts, bis dicht an die vor uns liegende Ortschaft, es ist inzwischen Abend geworden; der Feind trat den Rückzug an und ohne Verluste nahmen wir den Ort, es war Moorslede. Die Häuser waren

menschenleer, auf den Tischen stand noch das warme Abendessen, ein Zeichen, daß die Bevölkerung in aller Eile mit ihren Truppen Haus und Hof verlassen hat. Schon wollte man es sich in den Behausungen bequem machen, da kam der Befehl: „Alles heraus auf die Straße, Lichter aus“ und so mußten wir die ganze Nacht im Freien verbringen, das war die erste Kriegsnacht. Der zweite Gefechtsstag begann, der Feind hat sich bei Keiberg und Broodseinde wieder gestellt. Unauspaktlich war der Drang nach vorwärts, aber weit schwieriger gestaltete sich nun das Vorgehen. Mit Hade und Weisheit mußte erst der Weg gebahnt werden durch Hecken und Büsche. „Sprung auf, marsch marsch — hinlegen — so ging es nun in die Hölle der Schlacht. Die ersten Häuser von Broodseinde waren erreicht; da ein mörderischer Kraach und die ersten Toten der 3. Kompanie 238 lagen vor unseren Füßen. 4 Tote durch einen Granatvortreffter, das war bitter und schmerzhaft. Kamerad Fritz Alie aus Durlach befand sich unter diesen 4 ersten Gefallenen.

Wenn Kanonen und Haubitzen Auf uns Deutsche niederpröhen, Ei so merktis ein Leder gleich, Daß es gilt fürs Deutsche Reich, Der Gesang dieses Liedes auf dem Marsche wurde zur Wirklichkeit.

Der momentane Wirrwarr war rasch überwunden. Unsere schweren 2er Haubitzen funkten jetzt in die Stellungen der Engländer, sie hatten ihr Ziel gefunden, die schon fein ausgehobenen Schützengräben der Feinde waren schnell sturmreif geschossen



Ablösen der Wache im Schein der Weihnachtskerzen. (Scherl-Bilderdienst-Nr.)

Die Heimat in Ostafrika

Weltreisereiseberichte mit deutschen Landsleuten

Von Ernst Hoferichter.

Wir erwarten die Küste von Deutsch-Ostafrika! Die Jahrgänge zeigen sich stöhnlich erregt. Min Rabinenmacher geht zum Friseur. Alles ist wie am Vorabend eines großen Feiertages. Die Mannschaft erzählt von Darassalam.

Fünf Reisende werden bald ihre neue Heimat sehen. Ein Schloßer will sich am Fuße des Kilimandscharo niederlassen. Er hat Zelt, Schall- und Herdplatten, Ofenrohr und Hausapotheke bei sich. Jetzt sieht er am vordersten Punkt des Schiffes und lüchelt mit dem Fernglas den Osten ab.

Um neun Uhr vormittags steht man das erste Land als grünen Streifen über den Indischen Ozean gelegt. Photoparate werden aus den Kabinen geschleppt. Kolonialgespräche gehen am Promenadendeck auf und ab.

Die Einfahrt in den Hafen von Darassalam gehört zu den Gipfelerlebnissen Afrikas. Ein versteinertes Schwimmdock verengt die schmale Rinne nochmals um die Hälfte. Es wurde von den Deutschen im Jahre vierzehn als Schloß und Kiegel gegen erwartete englische Angriffe quer an die Einfahrt gelegt.

Jetzt feuert ein englischer Kolke das deutsche Schiff in deutsches Land, das zum Mandat erniedrigt wurde. Tropisches Grün drängt zur Linken und zur Rechten an den Dampfer heran. Wege, Straßen, Beete, Pflanzung, Röhrturm- und Verwaltungsgelände treten ins Blickfeld. Wir halten auf offener Reede. Der Anker fällt wie ein Donnerwetter auf den Grund der paradiesischen Bucht. Astartis klettert das Jallreep herauf. Eine Turmglode läutet heimlich aus einem Meer von Palmen. Gegenfährer werden zwischen Europa und Afrika deutlich. Massakoy rudern mich an Land — und ich betrete Boden, der einst deutsches Land war.

Wie eine Feuersbrunst zieht sich Agincaltee durch die Hauptstraße hin. Vor den Kautäden, hinter dem Ladentisch herpor und aus den Gassenköpfen kommen Worte wie aus der Gasse einer heimatischen Kleinstadt.

Die Ankunft eines deutschen Dampfers wird auch den Kolonialisten zum hohen Feiertag. Europa-Urlauber kehren zurück, Hände aus gleichen Gauen drücken sich ineinander, Einwanderer geben ihre Empfehlungen aus der Heimat an den Geschäftsfreund ab. Am Post wird das Mobiliar des neuen Lebens unterzucht — und die Sonne Afrikas scheint glühend über Heimische und Fremde, Weiße und Schwarze.

und mit Hurra ging es über diese hinweg. Das erste Handgemenge in den Gräben sah uns Angreifer fliegen und schon ergab sich eine Besatzung und triumphierend wurden die ersten Gefangenen zurückgeschickt. Es waren Engländer, alle durchweg größer und bedeutend kräftiger wie wir. Broodseinde war in unserer Hand, der Ort lag auf einer Anhöhe, vor uns lag nun im Tal Zonnebete. Mit bloßem Auge sahen wir vor dem Ort eine englische Batterie auffahren und feuern. Der Angriff kam ins Stocken und schwere Granaten schlugen um uns ein. Hatte man sich bereits an die Schrapnells gewöhnt, so war der Einschlag einer Granate doch ein anderes Gefühl. Die ersten Spatenstiche zum Eingraben hinter einem lebenden Haag, sein rieseltes leichter Regen herab und vernichtete die aufgeworfene Ackererde zu Brei. In der Nacht wurde der Anschlag durch Patrouillen nach rechts und links gesucht. Ein unbefriedigendes Gefühl, in staudunkler Nacht auf landfremder Erde, mitten im Ackerfeld vortretend, über Tote und in ihren Wunden liegende Kameraden hinweg (die Sanitäter hatten bereits alle Hände voll zu tun) von jeder Bewegung im Gelände aufgeschreckt, immer das Schlimmste ahnend, ob nicht der nächste Augenblick das gleiche Schicksal bringt, wie den Kameraden, die bereits in ihrem Blute liegen. Da gab es keinen Sprachunterschied, das Bimmern und Stöhnen war bei Freund und Feind gleich. Neben den menschlichen Gefühlen stand aber das eiserne Wort, Treue und Disziplin nub die Ausführung des Befehles, koste es was es wolle. Und das ist das Große, was die jungen Kämpfer bei Langemarck so berühmt gemacht, daß sie trotz mangelnder Ausbildung einig waren in dem Willen, es muß, es muß — und wenn es das Leben kostet.

Am Morgen des 21. Oktober wurden wir aus der Linie vor Zonnebete herausgenommen und durch zwei Jägerbatt. 23 und 24 abgeloßt. Manche Lücken sahen die Kompanien beim Sammeln. 1238 wurde weiter links eingesetzt, bei Paschendaale. Ueber Dürrenfelder, die Rüben stecken noch in der Erde, während vom Kraut nichts mehr zu sehen war, kamen wir in den Ort. Wieder hieß es eingraben, jetzt sahen wir die ganze Zurchbarkeit des Krieges. Der Granathagel wurde immer stärker, trachend stürzten die Häuser, hinter denen man sich geborgen glaubte, in sich zusammen; die Verluste mehrt sich, dieser Kamerad tot, jener verwundet, man hat keine Zeit sich umzusehen, so rasch wie möglich mußte ein Graben ausgehoben werden, der Feind schien uns in dem ihm besser vertrauten Gelände vollständig einzusehen, denn immer näher schlugen seine Granaten und Schrapnells ein. In den ersten Tagen lachten wir über die zu hoch geschossenen Schrapnells, weil die Kugeln kraftlos herunterprasselten; doch jetzt kamen sie niedriger und hatten eine andere Wucht. Später als die Stahlhelme aufkamen, war die Wirkung wieder weniger gefährlich, aber in den gewöhnlichen Lederhelmen gab es manchen Kopfschuß. Die 3. Kompanie hatte bereits sämtliche Offiziere verloren (Hauptmann Heinze, Leutnant Högen, Feldw.-Leutn. Hoffmann.) Der spätere Leutnant und Komp.-Führer ergriff das Kommando und schritt unerschrocken und todesmutig im stärksten Feuer vor der Front mit der ihm eigenen Gemütsruhe, was sich auch auf die noch vorhandenen Kämpfer auswirkte. Wie eine Vaterstimme klangen seine Aufmunterungen, immer fand er neue Worte zum Ausharren im schwersten feindlichen Feuer. Granaten aller Kaliber sausen hernieder. Der ganze Ort wurde von den Engländern in Brand geschossen und lichterloh schlugen die Flammen empor. Graufiger und graufiger wird das Kriegsgeschehen. Die 2. Kompanie, die im Anschlag an die 3., links der Straße Paschendaale-Ypern lag, versuchte sich aus dem mörderischen Feuer zu lösen und unternahm mit ihrem verwegenen Hauptmann und Kompanieführer von Freydorff-Karlruhe einen Sturmangriff. Mit gezogenem Degen stürmte ein tapferer Offizier an der Spitze seiner Kompanie, ran an den Feind, doch eine Kugel riß ihn nieder. Alle Tapferkeit war vergebens, der Feind hat mit derselben Fähigkeit seine Stellung verteidigt. (Schluß folgt.) Karl A. m. u.

In einem Vorplatz sieht eine Runde Landsleute beisammen. Und ich müßte ebensoviele Jungen haben — wie fragen mich überrumpeln. Was will man hier nicht alles wissen? Und wieviel möchte ich diese alten Ostafrikaner fragen? Aber immer wieder kreisen Frage und Antwort um das koloniale Problem. Niemand fragt sich: Wird das Land wieder deutsche Kolonie? Alles spricht nur: Wann werden die Engländer zur Einfahrt kommen, daß die Welt zwar nicht geteilt — aber doch so verteilt und zurückgegeben wird, daß der eine ein Witziges und der andere doch noch zwei Drittel der Erde behält.

Solche Gespräche fliegen über den Tisch hin und her. Zu jedem Wort rinnen Schweiperlen von der Stirne, denn der Mittag liegt wie ein erhitzter Metallbedel über der Bucht.

Im Eingeborenenviertel steigt Rauch aus den Kesseln, indes mir ein deutscher Landsmann seinen Plan entwickelt — wonach er einen Bezejirkel für die ganze Kolonie gründen will. Zeitchriften und Bücher sollen von Darassalam aus in die Weiten des ostafrikanischen Landes geschickt werden. Vom Süden des Viktoriasees, an den Ufern des Tanganjika und nach allen Windrichtungen des Hochlandes sollen die gedruckten Worte und Werke der deutschen Heimat vordringen — und zu vielen starken Banden noch ein Band ergeben, das verbindet — was längst geeint ist.

Ein Pflanzler aus dem Innern verlangt, daß in Deutschland die Teilnahme an den deutschen Kolonien noch weit mehr ins Volk eindringen müßte, während gleichzeitig ein Kaufmann erzählt, daß England keinen Schilling mehr in seine Mandatskolonien steckt.

Wir fahren ins Hinterland, erleben die Wildromantik des Hambaragebirges und die kimmernde Stille der Regerbörfer. Palmenwälder wechseln mit Pflanzungen, tropische Helle geht in das Dunkel domgewaltiger Höhlen über — und die Tage in Deutsch-Ost werden zu enträumte Minuten.

Und es kommt — wie das Ende aller Dinge — der letzte Tritt auf eine Erde, die durch deutsche Arbeit zu einem Paradiese aufzublühen begann.

Der Dampfer heult wie ein Mann Und wenn Männer feuern, dann ist der Abschied groß und tief.

Wir fahren aus der Bucht von Darassalam wie aus einem Herzen. Ostafrika verfinstert in der Bläue, wie es vor Tagen erstanden ist. Mit der Sehnsucht kamen wir an — und mit tausend Sehnsüchten verlassen wir das geahnte Paradies.

Der Sport an den Weihnachtstagen

W. Während in rückliegenden Jahren die Festtage stets den am Höhepunkt laufenden Teil der Pflichtstunden für kurze Zeit unterbrechen, ist es diesmal schlecht bestellt um die bei den Sportlern höchste Freude auslösende Entspannung durch ausgedehnte Reisen nach freundschaftlichen Gegnern. Seit zwei bis drei Jahren hat man durch verschiedenartige Hemmungen den Lauf der Pflichtstunden „abbremsen“ müssen, sodass auch jeder nur zur Verfügung stehende Spieltag voll ausgenutzt werden musste. In erster Linie wurden hierbei die zweitklassigen sehr in Mitleidenschaft gezogen. Wenn auch ihr Einsatz an Pflichtspielen über die Festtage nun etwas ausgedehnter annahm, als dies bei den „Großen“ festzustellen ist, so glauben wir dennoch, dass die weihnachtlichen Pflichtkämpfe ihren besonderen Reiz in sich haben und in großen Kreisen auch reifliche Anerkennung finden.

Wie oft schon fanden wir die Festtage in sportlicher Hinsicht so „ungewürzt“, sodass wir mit Interesse die Austragung von Punktturnieren über die Weihnachtstage begrüßen. Selbstverständlich kommen diese Veranstaltungen termingemäß nicht immer nach Wunsch, denn es könnte leicht der Fall sein, dass über beide Festtage der Terminplan nach auswärts zeigt. Unsere Durlacher Fußballfreunde können diesmal nach einer Seite hin von Glück reden.

Wenigstens hat die Spielvereinigung Durlach-Aue Gelegenheit am zweiten Feiertag ihre sportlichen Weihnachtsgesellen auf dem Rittersportplatz zu verleben, die gegen Weingarten antritt. Zwei alte Bekannte messen im wichtigen Punktturnier ihre Kräfte. Ein jähes Ringen wird es auf dem Rittersportplatz geben. Der eiserne Kampfeswille und die kraftvolle Energie der Gäste ist in Durlach hinreichend bekannt. Sie werden nach dem sonntäglichen Sieg über Ettlingen auch in Aue alles daran setzen, um den Kampf siegreich zu beenden. Für die Einheimischen ist es höchste Zeit, sich aufzuraffen und sich besserer Tage zu besinnen. Aus der Niederlage gegen Knielingen soll der Elf kein Vorwurf entstehen, denn bei normalen Witterungsverhältnissen hätte dieses Spiel bestimmt einen anderen Ausgang genommen. Für den sonntäglichen Kampf darf es aber keine Entschuldigung geben. Es muß mit allen Möglichkeiten gerechnet werden (Schnee, Tauwetter oder Glätte). Der einzelne Verein kann an den Bestimmungen nichts ändern, solange nicht alle Vereine sich für den Gedanken der Vernunft einsehen. Es gilt also den Kampf anzunehmen. Der Stand der Tabelle zeigt, daß in diesem Jahre ein Punktvorsprung nur unter Aufbietung allen Könnens erzielt werden kann. Jeder einzelne Punkt und jedes Tor kann am Schlusse der Pflichtspiele für jeden Verein zum Verhängnis werden. Weingarten und Aue stehen mit je 11 Punkten punktgleich. Das wird beide Mannschaften anspornen, den Sieg zu erringen. Wer der Glücklichere sein wird, ist bei der Ausgeglichenheit beider Mannschaften schwerlich vorauszusagen. Hoffen wir auf annehmbares Fußballwetter und einen ritterlichen Kampf. Vorher spielen die Reservemannschaften.

Germania Durlach eröffnet die zweite Serie der Pflichtspiele mit einem Auswärtstreffen. Bei den kampfstarken Abteilungen in Ettlingen, die erst vor kurzer Zeit in Durlach nach erbittertem Ringen 1:0 in den letzten Minuten unterlagen, müssen die „Germanen“ schon gut bei der Sache sein, wenn die Weihnachtsgesellen der Anhänger nicht getrübt werden sollen. Dies ist also das Durlacher Punktturnierprogramm über die beiden Festtage.

Söllingen vor einem schweren Kampf.

BSV. Pforzheim im Pfingstal.

W. Der vorsonntägliche überraschende Sieg der Söllinger gegen den Tabellenführer aus Birkenfeld hat mit einem Schlag die Situation in der Staffel 3 wieder unklarer werden lassen. Die Birkenfelder haben nun in Söllingen einen ernsten Verfolger hinter sich, der seine Chance mit höchster Kraftanstrengung wahrnehmen wird, um vielleicht doch noch auszuschießen. Dieses Vorhaben scheinen die Söllinger auch ernstlich bei den noch ausstehenden Kämpfen zu betrachten. Am Sonntag weisen die Pforzheimer Kalenpieler in Söllingen. Man wird auch diesem Treffen vorzüglich mit vollem Ernst begegnen müssen, denn der BSV. Pf. spielt nicht jeden Sonntag gleich. Eine unberechenbare Elf, die schon öfters den nach der Spitze vorstößenden Mannschaften ein nettes Schnippchen schlug. Spielen die Söllinger in gleicher Form wie gegen Birkenfeld, so ist die Frage nach dem Sieger nicht allzu schwer. Man muß aber sehr auf der Hut sein.

Und nun wünschen wir unseren Sportfreunden des Pfingstales recht frohe Weihnachten und verbinden zu gleicher Zeit den Wunsch, daß die Pflichtkämpfe ein recht befriedigendes Ende nehmen mögen.

Bezirksklasse-Pflichtspiele in Baden

Staffel 1: Weinhelm — Seckenheim; Neulohheim — Pfinzthal; Mannheim, Friedrichsfeld — Hohenheim; Birmenheim — Heidesheim; Muesheim — Brühl. Staffel 2: Plantstadt — Kirchheim; Limbach — 05 Heideberg; Eberbach — Westloch; Union Heidelberg — Waldkirch; Schwellingen — Neudorf. Staffel 3: Unterreichenbach — Wirm; Brötzingen — Manteloch; Söllingen — BSV. Pforzheim; Birkenfeld — Ettlingen. Staffel 4: Daxlanden — Heierheim; Kuppenheim — Knielingen; Aue gegen Weingarten; Neureut — Durrmeierheim; Ettlingen gegen Durlach.



Wörndle bereitet die Norweger zum Slalomlauf vor. Der deutsche Skimeister Roman Wörndle (Partenkirchen) wurde nach Norwegen berufen, um hier die besten norwegischen Slalomläufer für die Weltmeisterschaften in Zakopane vorzubereiten (Schirner-M.).

Weihnachtsfußball der Gauliga in Baden.

Spiele von Bedeutung.

W. Auch für die Gauligisten bringen die Festtage einige höchst bedeutungsvolle Paarungen. Der Karlsruher FB. empfängt bereits am Sonntag den FB. Offenburg, der wenig Aussicht auf Erfolg haben dürfte.

Am zweiten Feiertag haben die Karlsruher Fußballfreunde erneut Gelegenheit, ein interessantes Treffen zu verfolgen. Ter bedenklich am Ende hängende „Pfinz“ hat den Freiburger FC. zu Gast. Wir möchten an dem ersten Sieg der Karlsruher zwar zweifeln, aber bei Normalform haben die Breisgauer einen schweren Stand. Ein für die Spitzengruppe bedeutsames Spiel steigt in Waldhof, wo der Pforzheimer FC. gastiert. Man erwartet Waldhof als Sieger, womit der BSV. Mannheim wieder ernste Konkurrenz seines Lokalrivalen erleben sieht.

Süddeutsche Meisterschaftsspiele

Gau Baden: SB. Waldhof — 1. FC. Pforzheim (So.); Karlsruher FB. — FB. Offenburg (So.); Pfinz Karlsruher — Freiburger FC. (Mo.).

Gau Bayern: FC. 05 Schweinfurt — 1. FC. Nürnberg; TSV. 1860 München — TSV. Regensburg; SpVgg. Fürth — Bayern München.

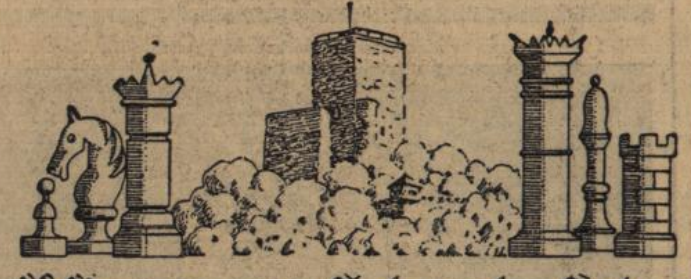
Gau Südwest: TSV. Frankfurt — Reichsbahn Frankfurt.

Süddeutscher Straßenwettbewerb

Reichsautobahnen: Stuttgart—Günzburg und Stuttgart—Ludwigsburg Schneedecke unter 15 Zentimeter auf fester Schneedecke; Verkehr nicht behindert.

Reichsstraßen: Nr. 19 bei Heidenheim Glätte; Verkehr stellenweise behindert.

Uebrige Reichsstraßen: Vielschlag festgefahrene oder festgefrorene Schneedecke unter 15 Zentimeter. Es wird teilweise geräumt und getreut; Verkehr kaum behindert.

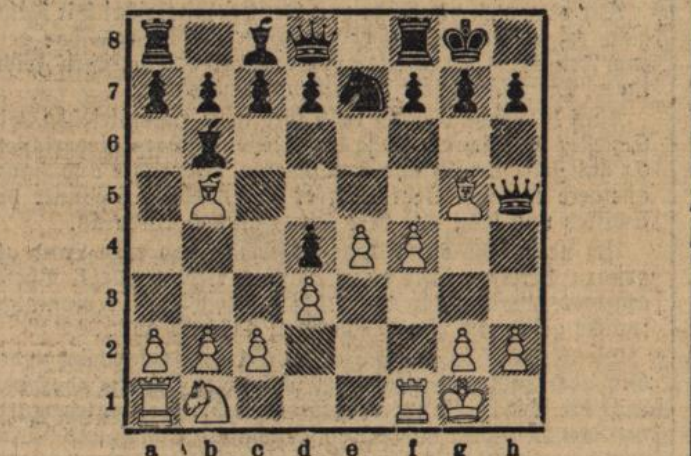


Leitung: W. Meier, Durlacher Schachklub, unter Mitwirkung des Durlacher Schachklubs.

Einige Schachaufgaben für die Weihnachtstage

Die spanische Partie (Fortsetzung).

- Der Springer-Ausfall 3. — Sc6-d4.
- e2-e4 e7-e5
 - Sg1-f3 Sg8-c6
 - Pf1-h5 Sc6-d4. Dieser Zug kann nicht gut sein für die Verteidigung. Man kann grundsätzlich nichts dagegen haben, daß eine Figur in der Eröffnung zweimal zieht, wenn ein anderer Vorteil damit zu erreichen ist oder die betr. Figur sich ein ausgezeichnetes Feld sichert. Einen derartigen Vorteil erreicht hier Schwarz mit seinem Zug 3. — Sc6-d4 nicht, im Gegenteil, Weiß kann den Springer tauschen, wonach für Schwarz ein hemmender Doppelbauer entsteht, außerdem erhält Weiß einen bedeutenden Entwicklungsvorsprung.
 - Sf3xd4 e5xd4
 - 0-0 Lf8-c5
 - d2-d3 Sg8-e7
 - Dd1-h5. Nach der Entwicklung Se7 hat die Dame hier fast immer einen beherrschenden Platz. Der sofortige Damenzug ist wohl noch stärker als die theoretische Fortsetzung 7. Lc1-g5 0-0 8. Dd1-h5, weil der schwarze Käufer zur Erklärung gezwungen wird und der natürliche Dedungszug d6 nicht geht.
 - Lc5-b6
 - Lc1-g5 0-0
 - f2-f4.



Weiß hat eine vortreffliche Stellung. Er treibt seinen Turm über f3 zum Angriff vorzubringen und auch gelegentlich f5 zu spielen. Seine Entwicklung ist mit Sb1-d2 beendet, während Schwarz mit seinen Figuren ziemlich bedrängt steht. Der entwickelte Läufer wird obendrein noch von dem eigenen Bb4 verdrängt.

Der gleiche Zug Sc6-d4 kann auch in der italienischen Partie vorkommen und enthält dort eine verborgene Falle. Wenn Schwarz nach den Zügen

- e2-e4 e7-e5
- Sg1-f3 Sg8-c6
- Pf1-c4 Sc6-d4! spielt, so gibt er die Dedung des Bauern e5 auf. Falls nun Weiß den Bauern e5 mit Sf3xe5 schlägt, so verliert er zum mindesten eine Figur!
- Sf3xe5 Dd8-g5! Damit ist der Springer e5 und der Bauer g2 angegriffen. Wenn Weiß beides mit Sc5-g4 deden will, so verliert er nach d7-d5, womit Schwarz den Läufer c4 und den Springer g4 nochmals angreift, eine Figur. Weiß gibt daher den Bauern g2 auf und spielt.
- Sc5xf7 Dame und Turm angreifend. Darauf hat jedoch Schwarz gerade gewartet, es folgt
- Dg5xg2

Das Staatstheater an den Feiertagen

Am ersten Weihnachtstfesttag gelangt Richard Wagners „Tristan und Isolde“ in völliger Neuinszenierung in der Besetzung Fichtmüller — Baumann — Strauß — Seiler unter der musikalischen Leitung Reilberths und der szenischen Leitung Wildhagens zur erstmaligen Aufführung. — Der zweite Weihnachtstfesttag bringt nachmittags eine Vorstellung des weihnachtlichen Märchens „Hans im Glück“ und abends eine Wiederholung von Mozarts Meisteroper „Die Zauberflöte“.

Gastspiel der berühmten japanischen Mädchenoper im Staatstheater.

Für den 3. Januar ladet das Staatstheater seine Theaterfreunde zu einem ganz außergewöhnlichen künstlerischen Erlebnis ein, zum Gastspiel der weltberühmten Takarazuka-Mädchenoper, die unter dem Protektorat der kaiserlich japanischen Botschaft in Zusammenarbeit mit der deutsch-japanischen Gesellschaft steht. Dieses einzigartige japanische Theater, es wurde im Jahre 1912 gegründet, ist zu einem Freundschafts-Gastspiel nach Europa gekommen zum Austausch freundschaftlicher kultureller Beziehungen mit Deutschland und Italien. Sämtliche Darsteller der Takarazuka Kabuki- und Ballettgruppe aus Tokio sind junge Damen bis zu höchstens 22 Jahren. Dieses in Japan sehr berühmte und gefeierte Ensemble wird Schauspiele, Gruppen tänze, Einzeltänze und Lieder zur Darbietung bringen. Die eigenartigen, volksverbundenen künstlerischen Leistungen, die stets begeisterten Beifall finden, geben einen hochinteressanten Einblick in die völkische Kunst und Kunstauffassung des uns befreundeten Japan und sind hervorragend geeignet, das Verständnis der beiden großen Völker zu einander zu vertiefen. — Trotz der großen Unkosten, die dem Staatstheater bei diesem außerordentlichen Gastspiel entstehen, ist von Gastspielpreisen abgesehen worden, um möglichst großen Kreisen diesen ungeöhnlichen künstlerischen Genuß zu ermöglichen. Es gelten die üblichen Preise 3 (1,05—6,35 RM.).

Jeder weihnachtliche Kunstfreund wird die Gelegenheit, ein Original-Japanisches Theater mit auserlesenen Programmen kennen zu lernen, freudig begrüßen und am 3. Januar 1939 den japanischen Gästen einen freundschaftlichen Empfang bereiten. Tageskasse des Staatstheaters (am 24. 12. nur vormittags geöffnet).

6. Th1-f1 wenn Weiß den Turm h8 schlägt, so gewinnt Schwarz mit Dg2xh1+ 7. Lc4-f1 Dh1xe4+ 8. Pf1-e2 Sd4xc2+ die Dame oder setzt nach 9. Ke1-f1 mit Dc4-h1 matt!
6. — Dg2-e4+
7. Lc4-e2 Sd4-f3 matt! Deshalb, wenn Schwarz Sc6-d4 spielt, tauschen wir diesen vorwichtigen Springer!

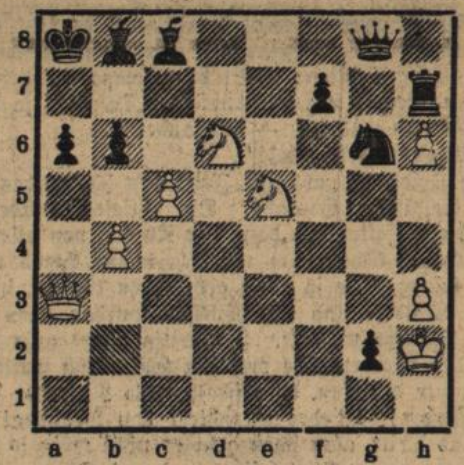
Vom deutschen Schach

geleitet von Theo Weißinger, habsburger Meister.

Die Treppe im Schachproblem.

Der „Treppentritt“ im Schachproblem ist schon sehr alt; alle Probleme aber, die diese Idee darstellen, haben ein Problem als Vorbild, das bereits im Jahre 1850 erschienen ist. Nur wenige Probleme des Verfassers haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und wir wollen heute unseren Lesern die beiden bekanntesten hier bringen. Der Leser wolle sich nicht durch die hohe Zügezahl abschrecken lassen, sondern sie nachspielen:

Aufgabe von H. Bolton.

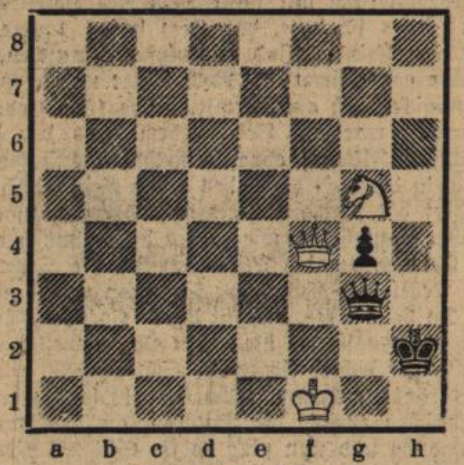


Matt in 24 Zügen.

- Df3+ Ka7 2. Sc6+ 3. Sd8+ 4. cxb6+ 5. Dc6+ 6. Dc5+ 7. Dd5+ 8. Dd4+ 9. Dd4+ 10. Df3+ 11. Df3+ 12. Df2+ 13. Dxc2+ 14. Df2+ 15. Df3+ 16. Dc3+ 17. Dc4+ 18. Dd4+ 19. Dd5+ 20. Dc5+ 21. Dxc8 22. Dxc8 23. Dc6+ 24. D legt matt.

Es ist interessant, wie durch die fortgesetzte Schachjagd der schwarze Bauer g2 befreit wird, und wie dann die Dame auf demselben Wege zurückkehrt.

Aufgabe von H. Bolton.



Matt in 11 Zügen.

- Dd2+ 2. Dd5+ 3. Da2+ 4. Da8+ 5. Dh8+ 6. Dxc3+ 7. Rf2 8. Se4 Rf2! 9. Sb2 10. Sf1 11. Sg3 matt.
- Im Zügezug wird hier Damenaustausch herbeigeführt, und nachher kommt die bekannte Mattführung durch den Springer, wenn Schwarz noch den Randbauern hat.
- Lösung der Aufg. Nr. 49: 1. Rf4-c3 Th1-d1 2. Da8-a5 usw.
1. ... Lg2-f1 2. Da8-d8 usw.
- Lösung der Aufgabe Nr. 50: 1. Te4-e1.
- Richtige Lösungen fanden ein: Georg Beder, Wilhelm Hef, August Reiber, Willi Weiler.

Ergebnis des Lösungsturniers 1938.

In dem diesjährigen Lösungsturnier haben 5 Löser Preise errungen: 1. — 2. Preis Wilhelm Hef und August Reiber je 127 Punkte; Georg Beder 125, Willi Weiler 123 und Karl Höfler 77 Punkte. Wir danken den Lösern für ihre aufgewandte Mühe.